

Der Junge vom Knack

Ein Leben in vier deutschen
Staaten

von

Rudi Kupfer

LESEPROBE

Zweite, überarbeitete Auflage
22. Mai 2015

Herausgegeben von Neidthard Kupfer
Lektorat und Gestaltung: Neidthard Kupfer
Druck: Frick e.K., Krumbach, www.online-druck.biz
© 2014 Neidthard Kupfer
Alle Rechte vorbehalten

Verlag AHA
Dorfstraße 30 in 25557 Beldorf
ISBN 978-3-945964-00-2

<https://www.verlag-aha.de/>

<https://www.deutsche-vergangenheit.de/>

Meine Kindheit	3
Kriegsdienst und Fronteinsatz <i>[Auszüge]</i>	18
Die Kriegsgefangenschaft <i>[Auszüge]</i>	58
Die Zeit als Leiter des Bereiches Forschung und Entwicklung <i>[Auszüge]</i>	91
Rückblick: Wirtschaftspolitische Ursachen für das Scheitern der DDR	129
Rede zur Trauerfeier	142
<i>Das vollständige Inhaltsverzeichnis des Buches</i>	<i>148</i>

Meine Kindheit

Meine Kindheit erlebte ich im sogenannten Knack. Das war eine Bezeichnung für ein mittlerweile nicht mehr existentes Waldstück, ähnlich dem Namen einer Straße oder eines Platzes. Wir wohnten zusammen mit drei anderen Familien in einem größeren, aus Ziegeln gebauten Haus im Wald, das etwa zwei bis sechs Kilometer von den nächsten Dörfern entfernt war. Daneben stand ein Stallgebäude, wir hatten, wie jede der anderen Familien auch, zwei Ställe mit einem Heuboden. An dieses Stallgebäude anschließend befand sich für jede Familie ein Trockenklosett, also ein Fallklo mit Grube. Das Haus gehörte wahrscheinlich zu einem ehemaligen Röhrenwerk, welches den Ton für die Röhren aus der neben dem Haus vorhandenen Grube entnommen hatte, bis diese schließlich erschöpft war. Dann wurden etwas weiter entfernte Fundstätten ausgebeutet. Als diese ebenfalls erschöpft waren, wurde das Werk abgerissen, nur unser Haus blieb stehen. Überall fand man Reste der Gebäude, was uns viele Möglichkeiten bot, auf dem Gelände herumzutoben und zu spielen. Das ganze Gebiet wurde als »Knack« bezeichnet, es gehörte zur Gemeinde Burgkernitz, wahrscheinlich deshalb, weil der Wald und das Grundstück, auf dem sich das Werk und unser Haus befanden, dem Baron von Bodenhausen gehörten, dessen Schloss in Burgkernitz stand. Zur Schule mussten wir in Friedersdorf gehen, das war die größte Landschule im Umkreis, die Post wiederum kam über den Ort Muldenstein, der am nächsten lag und so lautete die Postadresse: *Muldenstein, Kreis Bitterfeld, Knack*. Es war eine einsame Gegend, nach Norden durch Hochwald, einen Kiefernwald begrenzt, in Richtung Westen kam erst ein dichter Laubwald, in dem noch ein kleinerer Teich war, dann folgte ein großes Gebiet mit kleineren Fichten und einer Kiefernsonnung,

durch die ein schmaler Weg führte. Für die anderen Kinder aus den benachbarten Dörfern hatte der Knack etwas Unheimliches. Erst viel später, als ich bereits aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war und wieder arbeitete, sagte mir ein Arbeitskollege aus Burgkennitz: »Wenn Kinder bei uns nicht folgen, dann droht man ihnen damit, dass sie auf den Knack gebracht werden.« Für uns jedoch war es sehr schön, dort zu wohnen, wir fühlten uns grenzenlos frei, wenn wir im Wald oder in den Ruinen der ehemaligen Tonröhrenfabrik herumtoben konnten. Sicher, der lange Schulweg war besonders im Winter beschwerlich, aber wir hatten uns bald daran gewöhnt.

Meine Eltern jedoch waren sehr liebevoll und verständnisvoll, wir lebten allerdings in recht ärmlichen Verhältnissen. Meine Mutter hatte - nach heutigem Verständnis - nicht viel mehr von ihrem Leben als Arbeit. Die Familie mit dem Wenigen, was wir hatten, zu versorgen und zusammenzuhalten, war eine schwere Arbeit, zum Beispiel musste sie das im Haushalt benötigte Wasser von einem 300 Meter entfernten Brunnen holen - für eine siebenköpfige Familie war das allein schon eine Leistung. Ich erinnere mich, als ich noch nicht zur Schule ging, kam sie früh, als ich noch im Bett lag, mit zwei Eimern Wasser singend vom Brunnen. Meine Eltern waren nie zusammen im Urlaub, mein Vater nutzte seinen kurzen Urlaub dazu, die Gärten in Ordnung zu bringen. Ich erinnere mich daran, dass mein Vater uns Kindern oft von seinen Erlebnissen im Ersten Weltkrieg erzählte. Meistens tat er das nebenbei, wenn er Schuhe reparierte und mein Bruder Horst und ich saßen dann bei ihm und hörten gespannt zu. Ich weiß nicht, ob uns Kinder das nur so erschien, aber in der Rückschau betrachtet schwang in seinen Erzählungen von diesem Krieg ein gewisse Begeisterung mit. Vielleicht lag es daran, dass uns seine Erlebnisse wie ein großes Abenteuer erschienen,

ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, dass er uns dabei die Schrecken dieses Krieges versuchte darzustellen. Er erzählte zwar von dem Leben im Schützengraben, von dem Dreck und Schlamm, von dem Hunger und den Angriffen, aber irgendwie wirkte das nicht schrecklich für uns. Sicher war der Erste Weltkrieg für ihn ein prägendes Erlebnis und aus seiner Sicht das größte »Abenteuer« seines Lebens, schließlich wurde er vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen eigenhändig mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet und wurde bis zum Oberfeldwebel befördert, was beides für einen einfachen Soldaten nicht alltäglich war.

In unserem Haus gelangte man vom unteren Hausflur über eine Holztreppe in unsere Wohnung, zunächst in einen Flur, von dem die Türen zur Küche, zum Wohn- und anschließenden Schlafzimmer und zum Kinderzimmer gingen. Mein Bruder Horst und ich schliefen ab meinem etwa fünften Lebensjahr in diesem Kinderzimmer. Es war ein Raum von etwa 3,5 Meter Breite und vier Meter Länge mit einem Fenster. Das Fenster und die Tür schlossen nicht gut, im Winter war es in dem Zimmer sehr kalt, ich kann mich erinnern, dass morgens manchmal die Bettdecke am Kopfende durch die feuchte Atemluft gefroren war. Das Zimmer hatte zwar einen kleinen, gusseisernen Ofen, aber den zu heizen hatte wenig Sinn, weil er sehr schnell wieder kalt wurde, wenn das Feuer erloschen war. An diesen kalten Wintertagen legte unsere Mutter angewärmte, in einer Decke eingewickelte Steine in unser Bett. Die Küche befand sich auf der linken Seite, sie war etwa vier mal vier Meter groß, auf der rechten Seite am Ende der Küche stand ein Küchenofen, daneben war eine Tür, die zu einer Abstellkammer von etwa zwei mal vier Meter führte. In der Küche und in der Abstellkammer waren je ein Fenster, das Fenster in der Vorratskammer war im Winter so gut wie immer

zugefroren und auch am Küchenfenster bildeten sich im Winter dicke Eisschichten, die nur selten abtauten.

Rechts neben der Küchentür befand sich die Tür zum Wohnzimmer. Es war mit etwa fünf mal fünf Meter Grundfläche das größte Zimmer und hatte zwei Fenster. Vom Wohnzimmer ging eine Tür zum Schlafzimmer, auch dieses war mit etwa fünf mal vier Metern recht groß und es hatte ebenfalls zwei Fenster. Die Einrichtung der Zimmer war der Zeit und den finanziellen Möglichkeiten der Familie entsprechend recht einfach. Im Schlafzimmer befanden sich vier Betten und ein Kleiderschrank, im Wohnzimmer stand in der Mitte ein ausziehbarer Tisch mit vier Stühlen, zwischen den beiden Fenstern stand eine Kommode mit einem Spiegel, diese Kommode gibt es noch, sie steht in meinem Schlafzimmer, den Spiegel dazu hat meine Schwester Inge in ihrem Schlafzimmer. In der Ecke neben dem Schlafzimmer auf der Fensterseite stand ein schmaler Wäscheschrank, neben der Schlafzimmertür befand sich in der Ecke ein eiserner Ofen und neben der Eingangstür stand ein großer Kleiderschrank. In der Küche hatte gleich links neben der Eingangstür der Küchenschrank seinen Platz, rechts davon war eine Couch und an der Fensterseite zwischen dem Fenster und der Tür zur Abstellkammer stand der Küchentisch mit vier Stühlen. Unsere Wohnung war die größte Wohnung in diesem Haus. Die Wohnung unter uns hatte ein Zimmer weniger, dafür befand sich unter unserer Küche das Waschhaus. Im Haus gab es keine Elektrizität, also auch kein elektrisches Licht und deshalb wurden die Zimmer am Abend mit Petroleumlampen beleuchtet. Es gab auch keinen Wasseranschluss, das Wasser musste, wie oben beschrieben, von einem Brunnen im Wald geholt werden. Natürlich war das Klosett, ein sogenanntes »Plumpsklo«, außerhalb des Hauses neben dem Stallgebäude, aber das war

für die damalige Zeit allgemein üblich. Wie ich bereits erwähnte, lag das Haus sehr abgelegen an einem Kiefernwald auf der einen Seite, auf der anderen Seite des Waldes lag etwa 300 Meter entfernt ein Teich, der eine mit Wasser gefüllte Tongrube war. Er war fast vollständig mit Schilf zugewachsen, an zwei Stellen jedoch frei, dorthin gingen wir oft zum Baden. In unmittelbarer Nähe davon befand sich ein zweiter, kleinerer Teich mit Fischen, wir versuchten immer wieder, dort zu angeln, fingen aber nur sehr kleine Fische, die wir wieder aussetzten.

Schön war es im Sommer, überall im Wald waren Blumen, Veilchen und wilde Stiefmütterchen, Pilze und Waldbeeren, Erdbeeren, Brombeeren und Himbeeren. Im Frühjahr bis in den Frühsommer gingen wir oft los, um säckeweise Huflattich zu sammeln, dieser wurde dem Schweinefutter beigemischt. Wir sammelten oft auch Heidelbeeren, aber dafür mussten wir mit dem Fahrrad in die Dübener Heide fahren. Ich glaube, ich war zehn Jahre alt, als ich ein Fahrrad erhielt. Der Milchmann aus Friedersdorf, der sonntags die Milch brachte, schenkte mir ein gebrauchtes Fahrrad. Es war zwar alt, aber fahrbereit und hatte auch eine Beleuchtung und ich nutzte dieses Fahrrad lange, erstaunlicherweise hat es auch die Zeit der russischen Besatzung nach Kriegsende überstanden und ich konnte es noch benutzen, als ich 1949 aus der Gefangenschaft zurück nach Hause kam. Wir konnten als Kinder im Wald toben, uns unterirdische, mit alten Brettern ausgekleidete Höhlen bauen oder im Teich baden. Hinter den Teichen erstreckte sich bis zur Bahnlinie das wild bewachsene Gelände mit den abgerissenen Gebäuden der ehemaligen Tonröhrenfabrik mit vielen Löchern und den Abrissresten. Auf dem ganzen Gelände zwischen unserem Haus und der Bahnlinie waren die Trümmerreste der Fabrik zu finden, diese Seite war mit Bir-

ken und Buchen zu einem dichten Wald bewachsen. Die vielen Hinterlassenschaften der ehemaligen Tonröhrenfabrik boten allerhand Möglichkeiten zum Spielen, wir fanden immer wieder Neues in den Trümmern und im nahegelegenen Laubwald gab es eine hohe Weißbuche, auf der wir, mein Jugendfreund Herbert und ich, eine Art kleines Baumhaus eingerichtet hatten. Wenn ich hoch oben auf dem Baum saß, fühlte ich mich stark und frei. Mein Bruder Horst baute mit seinem Freund ein Blockhaus aus Holzstämmen, die sie aus dem Wald holten. Das Blockhaus hatte einen Vorraum und einen großen Raum mit zwei Fenstern, leider wurde es nicht ganz fertig, weil die Freundschaft der beiden Jungs vorher zu Ende ging. Wir nutzten es trotzdem viel zum Spielen.

In Richtung des Teichs, etwa 700 Meter von unserem Haus entfernt, verlief die Bahnlinie nach Bitterfeld, die in der einen Richtung nach Berlin und in der anderen nach Leipzig beziehungsweise Halle führte. In der Nähe, etwa einen Kilometer entfernt, lag eine größere Tongrube, die vollständig mit sehr klarem Wasser gefüllt war. Allerdings wurde das Wasser schnell milchig vom Ton, wenn starker Badebetrieb war. Als wir größer waren, sind wir im Sommer dort oft zum Baden hingelaufen. Der Teich war als Badeteich allgemein sehr beliebt. Er war von Wald umgeben und lag sehr schön. Ich lernte dort früh schwimmen, ich glaube schon mit sechs Jahren. Im Hochsommer war dort viel Badebetrieb, es gab sogar einen kleinen Verkaufsstand und einen Eisverkäufer. Wenn dieser Eisverkäufer auf dem Weg zum Badeteich an unserem Haus vorbeikam, hielt er an und klingelte mit seiner Glocke. Ab und zu durften wir Kinder uns dann für fünf Pfennige eine Tüte Eis kaufen. In der Nähe dieser Tongrube waren im Wald noch kleinere Tümpel und ein mit Wasser gefüllter Steinbruch, der übrigens jetzt noch vorhanden ist, während

der restliche Knack im Braunkohletagebau verschwand. Wenn man zum nächstgelegenen Ort gehen wollte, konnte man den Hauptweg entlang der Bahnlinie oder eine Abkürzung durch eine Kiefern-schonung bis zur Haltestelle der Bahn gehen. Von dort ging die Straße rechts nach Muldenstein, das war etwa ein Kilometer. Links ging die Straße ins etwa zwei Kilometer entfernte Friedersdorf. Wir mussten in Friedersdorf zur Schule gehen, sie lag etwas außerhalb, am entfernteren Ende, weshalb der Schulweg etwa vier bis fünf Kilometer lang war. Diesen Weg liefen wir Sommer wie Winter, bei Sonnenschein, Regen, Schnee oder Sturm hin und zurück, manchmal auch zweimal am Tag.

Im Winter war der Weg bis zum Bahnhof oft mit Schnee bedeckt, der uns bis zum Knie und bei Verwehungen bis zur Hüfte ging. Wenn es sehr kalt war, kamen wir völlig durchgefroren am Nachmittag zu Hause an, wir durften dann immer unsere Füße in die warme Backröhre des Küchenofens stecken und die Füße fingen an zu kribbeln, bis sie endlich wieder warm wurden. Trotz all dieser Erschwernisse denke ich gern an meine Kindheit zurück, es war eine insgesamt unbeschwerte und fröhliche Zeit. Wir hatten als Kinder sehr viele schöne Erlebnisse, die Höhepunkte waren die Weihnachtszeit und Ostern. Weihnachten fand immer im Wohnzimmer statt, das war eine Ausnahme, denn normalerweise spielte sich das Leben in der Küche ab und der Weihnachtsbaum, der immer frisch geschlagen aus dem Wald kam, stand wunderschön geschmückt auf dem Wohnzimmer-tisch. Obgleich meine Eltern sehr wenig Geld für die große Familie hatten, gab es auch kleine Geschenke für uns. Die ersten deutlichen Erinnerungen an meine Kindheit gehen in mein viertes oder fünftes Lebensjahr zurück und drehen sich um die Weihnachtszeit, was sicherlich daran liegt, dass diese Zeit für Kinder die meisten Überras-

schungen und Eindrücke bringt. Es war, so weit ich mich erinnern kann, in der Vorweihnachtszeit 1931. Meine Geschwister waren in der Schule, ich war der Jüngste und meine Eltern wollten mit dem Schlitten im Wald Brennholz holen. Meine Mutter setzte mich so an das Küchenfenster, dass ich nicht herunterfallen konnte und sagte zu mir: »Ich glaube, dass der Nikolaus heute hier vorbeikommt. Er kommt sicher auf dem Weg aus dem Wald, der zum Brunnen führt. Er wird dir etwas in deine Mütze tun, die du in das Fenster im Flur gelegt hast. Wenn du artig sitzen bleibst und schön aufpasst, kannst du ihn sicher sehen.« Draußen war es bitterkalt und in der Küche war es schön warm. Ich sah, wie meine Eltern mit dem Schlitten in den Wald gingen und blieb also sitzen, wie meine Mutter mir aufgetragen hatte, und schaute gespannt aus dem Fenster. Es waren Eisblumen darauf und ab und zu musste ich mit meinem Atem ein kleines Loch frei machen, damit ich auch wirklich hinaussehen konnte. Plötzlich sah ich in der Ferne einen Schlitten, es waren aber mein Vater und meine Mutter, die sich mit dem schwer beladenen Schlitten durch den tiefen Schnee quälten. Meine Mutter wollte wissen, ob ich den Nikolaus gesehen hatte. Ich sagte:

»Nein, aber ich habe immer aufgepasst.«

»Aber das ist doch nicht möglich, schau in deine Mütze, da liegt doch Pfefferkuchen drin, den kann doch nur der Nikolaus hinein getan haben. Sicher ist er dann von der anderen Seite gekommen.«

Ich habe das geglaubt und ich erinnere mich, dass ich mich sehr geärgert hatte, weil ich den Nikolaus verpasst hatte. Ich habe nämlich lange an den Weihnachtsmann geglaubt, was vielleicht auch daran lag, dass jedes Jahr zu uns ein Nachbar als Weihnachtsmann kam und die Geschenke brachte. Diese Weihnachtsfeste waren unvergesslich für uns und natürlich gab es immer irgendwelche Zwi-

schenfälle und an einen erinnere ich mich noch gut. Ich wollte vor meiner Schwester Gerda ausreißen, wir liefen immer um den Wohnzimmertisch, auf dem der Weihnachtsbaum mit seinen brennenden Kerzen stand. Plötzlich fiel der Baum um, einer von uns beiden hatte ihn wohl umgerissen, und ich sah, wie mein Vater langsam seinen Ledergürtel abschnallte. Gerda und ich rannten, so wie wir waren, die Treppe hinunter und hinaus in den tief verschneiten Garten, doch als wir einige Minuten später wieder das Zimmer betraten, hatte sich unser Vater bereits beruhigt, der Baum stand wieder und wir beide kamen mit einer Ermahnung davon. Ich erinnere mich auch an ein anderes, lustiges Erlebnis. Meine Schwester Inge hatte vom Arzt eine Medizin zur Blutbildung bekommen, die angenehm süß schmeckte. Deshalb naschte mein Bruder Horst heimlich davon und um das zu verhindern, versteckte Inge die Glasflasche mit der Medizin in diesem Ofen, der ja normalerweise nicht geheizt wurde. Als nun Weihnachten der Ofen angeheizt wurde und wir gerade gemütlich am Tisch saßen, gab es einen lauten Knall - die Flasche war explodiert. An einem Weihnachten schickte uns eine kinderlose Bäckerfamilie aus Thüringen, bei der Inge im Sommer anlässlich der Kinderlandverschickung wohnte und die meine Schwester am liebsten bei sich behalten hätte, eine große Kiste mit Backwaren und Weihnachtsgeschenken für uns. Für meinen Bruder Horst und mich war je ein fünfzig Zentimeter hohes Holzpferd in der Kiste und für Gerda war ein Puppenwagen mit Puppe dabei, an Inges Geschenk kann ich mich nicht erinnern. Am Weihnachtstag war unser Nachbar wieder als Weihnachtsmann im Einsatz und weil Horst oft ziemlich frech war und eigentlich immer irgendwelche Dummheiten anstellte, wollte ihn der Weihnachtsmann zur Strafe in den Sack stecken. Horst schrie aus vollem Hals und als seine Zwillingsschwester Gerda

das sah, stürzte sie sich wütend auf den Weihnachtsmann und biss ihn in den Oberschenkel, und zwar so heftig, dass die Hose durchbissen war und der Oberschenkel blutete. Freilich bedankte Horst sich auf seine ganz eigene Weise bei seiner Schwester für ihren selbstlosen Einsatz zu seiner Rettung vor dem Weihnachtsmann, indem er befand, sie sei eine »Fettgaga mit Jauchewagen«, als Gerda später mit dem Puppenwagen vor dem Spiegel auf und ab stolzierte.

Jedes Jahr kurz vor Weihnachten wurden fünf bis sechs Christstollen gebacken, große Dreipfundstollen. Zu Hause wurde der Teig zubereitet und mein Vater brachte ihn zum Bäcker, einen Tag später holte er die gebackenen Stollen mit einer Schubkarre wieder ab - dabei durften keine brechen, denn das brachte angeblich Unglück. Angeschnitten wurden die Stollen eine Woche vor Weihnachten, wir Kinder konnten das immer kaum erwarten. Die Zeit ab Dezember hatte auch noch andere kulinarische Vorzüge zu bieten. Meine Eltern hielten meist ein, zwei Schweine, eine Ziege und mehrere Kaninchen. Die Schweine wurde immer Ende November oder Anfang Dezember geschlachtet und es gab in der Folgezeit mehr Wurst und Fleisch als sonst - vor allem, nachdem die Würste und die Schinken aus dem Rauch kamen. Auch Silvester wurde bei uns gefeiert, unser Vater holte in der nächsten Gaststätte etwas Rum und am Abend kochte meine Mutter schwarzen Tee, in den sie einen kleinen Schuss Rum hineintat. Der Tee schmeckte nun ganz leicht nach Rum und wir Kinder bekamen auch eine kleine Tasse davon, für uns war das eine ganz besondere Köstlichkeit. Ostern verkleideten sich eine Nachbarin und der bei ihr wohnende Untermieter als Osterhasen, sie zogen sich in der nahegelegenen Kiefern-schonung um und kamen dann zu uns Kindern. Von einem solchen Osterfest habe ich

noch ein Foto, welches hier abgebildet ist. Ich war zu dieser Zeit etwa drei bis vier Jahre alt. Ostern gab es hart gekochte und bunt gefärbte Ostereier, gelegt von den eigenen Hühnern, und wir konkurrierten mit den Kindern der Nachbarn, wer die meisten Eier bekommen hatte. Insgesamt hatten wir Kinder eigentlich eine ruhige, ausgeglichene und glückliche Kindheit und obwohl es damals durchaus üblich war, sowohl in den Familien als auch in der Schule Kinder mit Prügel zu bestrafen, kann ich mich nicht erinnern, dass mich meine Eltern jemals ernsthaft schlugen.

Ostern 1933 begann die Schulzeit für mich, ich musste, wie meine Geschwister auch, nach Friedersdorf zur Schule. Das war ein weiter Weg von etwa vier bis fünf Kilometer, den wir jeden Tag und bei jedem Wetter laufen mussten, aber wir gewöhnten uns sehr schnell daran. Mit mir ging immer Herbert Schütze, das Kind von unserem Nachbarn zur Schule, er ging mit mir in eine Klasse. Ich bin ganz gern zur Schule gegangen und ich war ein mittelmäßiger bis guter Schüler. Meine Noten schwankten zwischen gut und befriedigend, wobei befriedigend damals »vollwertige Normalleistung ohne Einschränkung« und gut »wesentlich über Durchschnitt liegend« bedeutete. Zur Schule ging ich in die Volksschule Friedersdorf, das war eine siebenklassige Volksschule, an der ungefähr zehn Lehrerinnen und Lehrer unterrichteten. Die Lehrkräfte und die Schule als solche waren recht gut und wir erhielten eine solide Grundlagenbildung. Wir waren in einer Klasse etwa 28 bis 30 Kinder, davon knapp die Hälfte Mädchen. Die Fächer Religion, Lesen, Rechnen und Musik hatten wir vom ersten bis zum achten Schuljahr. Rechtschreibung und Turnen hatten wir vom zweiten bis zum achten Schuljahr. Der heimatkundliche Anschauungsunterricht wurde im ersten und zweiten Schuljahr gehalten., im dritten Schuljahr kamen stattdessen Na-

turgeschichte und Zeichnen und im vierten Schuljahr Geschichte dazu. Ab dem sechsten Schuljahr erhielten wir dazu Unterricht in den Fächern Raumlehre und Naturlehre.

Im Frühjahr 1939 hatte ich plötzlich starke Bauchschmerzen und der Arzt schickte mich zum Röntgen. Dazu mussten wir nach Bitterfeld in die I.G. Farbenindustrie AG zum Betriebsarzt, dort stand das einzige Röntgengerät im Kreis Bitterfeld. Als meine Mutter und ich am Bahnhof Muldenstein ankamen, sagte meine Mutter, dass wir nach Bitterfeld laufen und uns für die achtzig Pfennige, die wir für die Bahnfahrt ausgegeben hätten, beim Bäcker in Bitterfeld etwas Gebäck kaufen. Also liefen wir los, aber zwischen Muldenstein und Bitterfeld fließt die Mulde. Für die Bahn führte eine Brücke darüber, an der seitlich eine Fußgängerbrücke angebaut war. Sie war mit Bohlen belegt, zwischen denen jeweils ein kleiner, drei oder vier Zentimeter breiter Spalt war, durch den man die Mulde sah. Ich war sehr ängstlich und sagte zu meiner Mutter:

»Wenn wir in die Mulde fallen, bin ich nicht schuld, ich wollte nicht über diese Brücke gehen.«

Später sind wir als Jungen noch oft nach Bitterfeld gelaufen, wenn wir sonntags ins Kino gehen wollten. Unsere Eltern gaben uns dann immer das Geld für das Kino, wie wir nach Bitterfeld kamen, war unsere Angelegenheit. Als wir zum Arzt kamen, sagte der zu meiner Mutter:

»Wie bitte? Du hast diesen Jungen *Rudi* getauft? Stell Dir mal vor, wenn er Großvater ist, *Opa Rudi* - wie soll denn das klingen!«

Als wir nach Hause gingen, kamen wir an einer flachen Fabrikhalle vorbei, die Arbeiter standen draußen, an ihrem Hals hingen Atemmasken und sie husteten und spuckten. Ich bekam kaum Luft und musste auch stark husten. Einige Jahre später, als ich auch in

diesem Betrieb arbeitete, habe ich erfahren, es war die Kochsalzelektrolyse, dort wurde aus Natriumchlorid Chlor, Wasserstoff und Natronlauge hergestellt.

Als ich zehn Jahre alt war, wurde ich - wie praktisch alle Kinder damals - in das »Jungvolk«, eine Vorstufe der Hitlerjugend, aufgenommen. Ich kann mich nicht erinnern, einen Antrag dazu gestellt zu haben oder gefragt worden zu sein, ich wurde einfach übernommen - was natürlich nicht heißen soll, dass ich nicht Mitglied werden wollte. Schon allein die Uniform, bestehend aus einer kurzen, schwarzen Manchesterhose, einem braunen Hemd mit schwarzem Halstuch und Lederknoten, beeindruckte mich sehr. Das Jungvolk war eine Teilorganisation der Hitlerjugend für Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren und war als Teil der Hitlerjugend eine unmittelbar der Partei unterstellte Unterorganisation der NSDAP. In Jungvolk und Hitlerjugend sollte die deutsche Jugend von Kindesbeinen an zum bedingungslosen Glauben an den »Führer« erzogen werden. Zur ideologischen Beeinflussung kam die Erziehung zur körperlichen Härte, zu Gehorsam, Disziplin und Kampfeswillen. Geländespiele, Erlebnisfahrten, Zeltlager und Rituale sollten die Motivation und den Gemeinschaftsgeist stärken. Bei den Geländespielen ging es immer um die Fahne, die auf keinen Fall den »Feinden« überlassen werden durfte. Zur Uniform gehörte auch das Fahrtenmesser, ein Messer in einer Scheide, das am Koppel getragen wurde. Auf der Klinge war »Blut und Ehre« eingraviert, der Spruch war auch in das Koppelschloss geprägt. Gleichwohl es bei den Geländespielen immer wieder zu Raufereien kam, kann ich mich nicht erinnern, dass dabei ernsthafte Verletzungen vorgekommen sind oder das Fahrtenmesser als Waffe verwendet wurde.

Allerdings war ich als Kind nicht sehr sportlich und war - im Ge-

gensatz zu meinem Bruder Horst - nicht wirklich für Raufereien und Schlägereien zu haben. Ich weiß, dass ich beim Sportunterricht nie die Kletterstange oder das Kletterseil schaffte, beim Fußballspiel hielt ich mich immer aus der Schusslinie, beim Völkerball war ich bei der Auswahl der Mannschaften immer der letzte Spieler, der zur Auswahl stand. Dass ich am linken Auge einen Augenfehler hatte, der das Augenlid permanent fast vollständig schloss, machte die Sache nicht besser und zog natürlich eine Menge Hänseleien nach sich. Die sich aus diesen Umständen ergebende Tatsache, mehr oder weniger als Außenseiter betrachtet zu werden, machte mir den Dienst im Jungvolk und Hitlerjugend mit der Zeit immer unangenehmer. Dabei wäre ich sehr gern ein guter Hitlerjunge gewesen, aber da ich offensichtlich für diesen Dienst für »Führer, Volk und Vaterland« nicht so richtig geeignet war, wurde mir der Dienst im Laufe der Zeit regelrecht zuwider.

Der regelmäßige Dienst fand jeden Mittwoch und Sonnabend an den Nachmittagen statt. Es wurde exerziert und singend durch den Ort marschiert zu Liedern wie »Es zittern die morschen Knochen«, »Schwarzbraun ist die Haselnuss«, »Ja, die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit«, »Kameraden, unsere Speere«, »Wenn die bunten Fahnen wehen«. Auch gab es eine Fanfarengruppe mit Fanfaren und Trommeln, den sogenannten »Landsknechtstrommeln«, was dann insgesamt einen erheblichen Krach machte. Wenn schlechtes Wetter war, blieben wir im Klassenraum, um Singen zu üben oder um über Vorgehen und Verhalten bei Geländeübungen informiert zu werden. Diese Geländeübungen fanden an Sonnabenden statt, an denen der Dienst bereits um die Mittagszeit begann, und an Wochenenden, an denen der Dienst vom Mittag des Samstags bis Sonntagnachmittag dauerte. An solchen Wochenenden wurde in einer Scheune auf ei-

nem Gut oder größerem Bauernhof im Stroh übernachtet, dort wurden wir auch gepflegt. Später, als ich 14 Jahre alt war und in die Hitlerjugend übernommen wurde, habe ich nur noch selten am Dienst teilgenommen - ich arbeitete ja 52,5 Stunden in der Woche. An Wochentagen war überhaupt nichts möglich und an Wochenenden kam ich am Samstag auch erst gegen 16:00 Uhr nach Hause. Später, 1942 und 1943, besuchte ich die Fachschule in Halle und kam erst gegen Mitternacht nach Hause und so hat man mich dann auch in Ruhe gelassen.

Obwohl ich den Erwartungen als Pimpf und Hitlerjunge nicht wirklich gerecht wurde und den Dienst nur widerwillig absolvierte, wäre es eine Lüge, wenn ich meine damalige Sympathie für das System leugnete. Die Erziehung in Schule, Jungvolk und Hitlerjugend im Geiste des Nationalsozialismus und dessen permanent präsente Propaganda taten auch bei mir ihre fatale Wirkung und ich glaubte an den »Wiederaufstieg« Deutschlands unter Hitlers Führerschaft. Ebenso glaubte ich, dass der Krieg Deutschland aufgenötigt worden wäre und dass wir Deutsche unter Hitlers Führung für unsere Freiheit kämpfen würden und müssten. Ich glaubte, dass es die Pflicht eines jeden Deutschen - und damit auch meine - war, bis zum »Endsieg« zu kämpfen, an den ich sehr lange und ebenso sehr wie an die sogenannte »Wunderwaffe« glaubte. Dass der Krieg verloren war, habe ich erst als Soldat im Chaos der Ereignisse an der Front erkannt. Ich versuchte dann nur noch, irgendwie mein Leben zu retten. Dass dieser Krieg und das ganze System des Nationalsozialismus ein bis dahin nie dagewesenes Verbrechen war, habe ich erst in der Kriegsgefangenschaft begriffen.

Kriegsdienst und Fronteinsatz

Am 24. August 1944, es war ein Donnerstag, fuhr ich am Vormittag mit dem Zug nach Leipzig, um mich in der Kaserne zu melden. Ich wusste nicht genau, wo genau in Leipzig sie sich befand, aber nachdem ich mehrmals gefragt hatte, fand ich sie recht schnell und war gegen 12:00 Uhr am Kasernentor. Ich zeigte dem Wachposten meinen Einberufungsbefehl, er schaute mich an und sagte:

»Du kannst Dich wohl nicht zeitig genug einsperren lassen? Ge-
niße den Rest Freiheit, Junge, und gehe noch ein paar Stunden in
die Stadt. Es reicht, wenn du gegen 16:00 Uhr kommst.«

Eigentlich hatte ich keine Lust dazu und ich konnte das »einsper-
ren lassen« nicht verstehen, denn ich hatte ja auf den Moment der
Einberufung gewartet. Aber ich machte kehrt und lief noch drei
Stunden in Leipzig umher. Gegen 15:00 Uhr meldete ich mich dann
wieder, es waren nun auch schon mehrere andere Rekruten einge-
troffen. Wir wurden in Stuben eingewiesen und kurz darauf in die
Bekleidungskammer geführt, um die notwendigsten Bekleidungs-
stücke zu empfangen. Es waren eine Uniform, Unterwäsche und
Schuhe, auf Passform wurde nicht so geachtet, obgleich ich den Ein-
druck hatte, dass meine Sachen recht gut passten. Ungewohnt wa-
ren die Fußlappen an Stelle der Strümpfe, sie verrutschten sehr
schnell beim Laufen, wenn die Stiefel nicht richtig passten und das
verursachte Blasen und Schmerzen. Beim Abendessen merkte ich
deutlich den Unterschied zu unserer Verpflegung beim Arbeits-
dienst, sie sollte auch während der ganzen Ausbildung bei der
Wehrmacht so dürftig bleiben. Der nächste Tag verging mit Kleider-
reinigung, dem Verpacken und Abschicken der Zivilkleidung, in der
man angereist war und natürlich mit dem ersten Kennenlernen der
Kameraden. Am übernächsten Tag, also am 26. August, wurden wir

nach Weißenfels verlegt, dort sollte dann unsere Grundausbildung erfolgen. In Weißenfels befand sich ein großer Kasernenkomplex mit mehreren, kleinen Übungsplätzen. Wir erhielten unsere vollständige Ausrüstung und als Waffe den Karabiner 98 und das dazugehörige Seitengewehr. Die Ausbildung erfolgte grundsätzlich in voller Ausrüstung, also mit Stahlhelm. Der Tagesablauf unterschied sich nur wenig von dem im Arbeitsdienst - 06:00 Uhr Wecken, Frühsport, Waschen und frühstücken und 07:00 Uhr Dienstbeginn. Die Ausbildung fand immer im Gelände statt, dabei bewegten wir uns die meiste Zeit am Boden, besonders hasste ich das Graben von Schützenmulden im Liegen. In den ersten Tagen mussten wir am Nachmittag exerzieren als Vorbereitung für die Verteidigung. Man nahm wohl zu Recht an, dass wir es bereits im Jungvolk, der Hitlerjugend, dem Wehrtüchtigungslager und dem Arbeitsdienst ausreichend exerziert hatten und dass diejenigen, die es bis jetzt nicht begriffen hatten, es vermutlich auch nie lernen würden. Nachdem wir einige Tage später wieder einmal »unserem Führer unsere Treue bis zum Tod« geschworen hatten, fiel das Exerzieren ganz weg.

[...]

Unsere Hauptausbildungswaffe war das Maschinengewehr 42, als schweres Maschinengewehr auf der Lafette hatte es eine Feuergeschwindigkeit von 25 Schuss pro Sekunde. Jede Gruppe hatte zwei Maschinengewehre, zu jedem Maschinengewehr gehörten der Gewehrführer und die Schützen 1 bis 6, jede Gruppe hatte also mit dem Gruppenführer eine Mannschaftsstärke von fünfzehn Soldaten. Der Gewehrführer war der Verantwortliche für ein Maschinengewehr, er war zusätzlich mit einem Sturmgewehr 44 und der Leuchtpistole ausgerüstet, außerdem trug er einen Ersatzlauf und das Zielfernrohr für das MG. Der Schütze 1 hatte das Maschinengewehr und

eine Pistole sowie Ersatzteiltasche für das MG. Der Schütze 2 hatte die Lafette zum Aufbau des schweren MG und eine Pistole. Die Schützen 3 bis 6 trugen als Waffe Karabiner 98k, außerdem trug jeder zwei Ersatzläufe und zwei, manchmal sogar vier Kästen mit je 250 Schuss Maschinengewehrmunition. Jede Gruppe hatte einen Gerätewagen mit zwei Rädern, der von zwei Pferden gezogen wurde. Die beiden Maschinengewehre wurden beim Marsch im Gerätewagen auf eine drehbare Lafette mit einem Sitz für den Schützen montiert und dienten während des Marsches zur Fliegerabwehr. Die Lafetten für das SMG wurden hinten an den Gerätewagen angehängt, die Munitionskästen mit je 250 Schuss konnten im Gerätewagen verstaut werden. Jedes Gewehr hatte insgesamt zehn Munitionskästen. An der rechten hinteren Seite des Gerätewagens befand sich ein Hebel, welcher der Arretierung des Wagens diente. Bei einem Luftangriff wurde der Hebel gezogen, die Deichsel mit den Pferden löste sich und konnte sich in Sicherheit bringen, zur gleichen Zeit fielen vorn und hinten am Wagen Stützen herab, die ihm einen festen Stand gaben. Ein Problem war dann allerdings, den Gerätewagen anschließend wieder in seinen mobilen, also fahrbereiten Zustand zu bringen. Beim Marsch marschierte die Gruppe in Reihe hinter dem Wagen, Gewehr 1 an der rechten und Gewehr 2 an der linken Seite. Im Laufe der Ausbildung wurden wir bestimmten Aufgaben bei der Besetzung eines schweren Maschinengewehres zugeordnet. Das hing von den Schießergebnissen und den Kenntnissen in der Waffenkunde ab, zum Beispiel davon, wie schnell und sicher man ein MG auseinandernehmen und wieder zusammensetzen konnte. So waren Rolf Schneider als Gewehrführer und ich als Schütze 1 eingeteilt worden. In dieser Einteilung führten wir in den letzten drei Wochen schon unsere Ausbildung durch.

Unsere Maschinengewehrkompanie bestand aus zwei Zügen mit je vier Gruppen, sie verfügte also über sechzehn schwere Maschinengewehre. Die Mannschaftsstärke betrug insgesamt 160 Soldaten. In der Kaserne gab es noch eine Granatwerferkompanie, die über acht Granatwerfer mit dem Kaliber von 80 Millimeter verfügte, die Mannschaftsstärke betrug 160 Soldaten. Wir haben sie bei Übungen oft bedauert, die Bodenplatte und das Rohr hatten ein stolzes Gewicht von jeweils etwa 40 beziehungsweise 32 Kilogramm, während unser MG 42 elf Kilogramm und die Lafette ungefähr sechzehn Kilogramm wogen.¹ Für den Marsch hatte die Granatwerferkompanie aber auch Gerätewagen. Außerdem gab es in der Kaserne zwei Schützenkompanien mit je 120 Soldaten.

[...]

Insgesamt war die Ausbildung sehr umfangreich und intensiv. Wir haben eigentlich alle Angriffs- und Verteidigungsformen geübt, wie Angriff in Formation, Kampf im Ort und im Wald, Verteidigung einer Stellung, Häuserkampf sowie Nahkampf mit Seitengewehr und Feldspaten. Den Ortskampf übten wir am Ausgang von Freiberg in der Brander Straße. Den dort wohnenden Leuten muss das ziemlich auf den Geist gegangen sein, als wir mit Platzpatronen um uns schießend den ganzen Tag durch die Straßen und über ihre Höfe gelaufen sind. Nahkampf haben wir auf der Nahkampfbahn beim Schießplatz geübt, dazu wurde uns vorher ein russischer Lehrfilm gezeigt. Ein anderer, russischer Lehrfilm über Scharfschützen, ihre Erkennung und Bekämpfung wurde uns ebenfalls gezeigt. Der Nahkampf wurde mit Puppen geübt, die beim Annähern hochschnellten.

1: MG 42: Universal-Maschinengewehr Modell 42, 1942 bei der deutschen Wehrmacht eingeführt, überzeugte mit großer Zuverlässigkeit und guter Schussgenauigkeit, Schussfolge von 1.200 bis 1.500 Schuss pro Minute.

Die Bekämpfung erfolgte mit Karabiner und Bajonett oder mit Feldspaten beziehungsweise mit Messer und Pistole. Auf dem großen Übungsplatz im Waldgebiet übten wir den Waldkampf. Dazu wurde eine andere Gruppe in russische Uniformen gekleidet, die sich dann im Wald versteckte. Überraschend war für mich damals, dass man sie erst entdeckte, als man kurz vor ihnen stand, also im Ernstfall bereits tot war. Durch die bräunlich-graue Farbe der Uniform waren sie im Wald kaum oder nur sehr schwer und dann erst aus kurzer Entfernung zu erkennen.

Etwas mehr nervten die Nachtübungen ab Mitte November, nachdem die wichtigsten Ausbildungen abgeschlossen waren, gab es fast in jeder Woche zwei dieser Übungen. Eine wurde gleich nach der Ausbildung weitergeführt und ging bis etwa 03:00 Uhr, der Dienst begann dann nach dem Mittagessen. Die andere begann gegen 02:00 Uhr in der Nacht, der Dienst am Folgetag wurde daran anschließend ganz normal durchgeführt. Das Schießen mit scharfer Munition, das wir in Weißenfels nie geübt hatten, wurde in Freiberg oft und mit unterschiedlichen Waffen durchgeführt. Ich schoss in Freiberg mit dem Karabiner, dem Sturmgewehr 42, der Maschinenpistole, der Pistole 38 und dem SMG 42 scharf. Das Schießergebnis mit dem MG 42 entschied dann den endgültigen Einsatz als Schütze 1. Außerdem übten wir mit scharfen Handgranaten und mit der Panzerfaust und der Raketenpanzerbüchse 54, dem »Panzerschreck«, auf Panzer zu schießen.

An ein Erlebnis während der Ausbildung erinnere ich mich noch recht gut. Wir sollten an einem optischen Entfernungsmesser ausgebildet werden. Keiner wusste, wie er funktionierte, der Ausbilder und der Unteroffizier von der Nachbargruppe waren ratlos. Da mein Unteroffizier mich offenbar als mathematisch begabt einschätzte,

gab er mir das Gerät, um zu probieren, wie es funktionierte. Es war eigentlich ganz einfach. Wenn man hindurchschaute, sah man zwei gleiche Bilder, eins normal und das gleiche Bild darüber, aber auf den Kopf gestellt. Das obere Bild konnte mittels Stellrad nach oben und unten verschoben werden. Man musste das obere Bild so einstellen, dass die beiden Bilder des anvisierten Zieles sich gerade berührten. Man hatte jetzt in der Optik das Ziel normal und noch einmal spiegelbildlich nach oben geklappt. Dann konnte man am Rand des Sichtfeldes die genaue Entfernung in Meter ablesen.

[...]

Am 12. Januar 1945 begann mit dem Angriff der 1. Ukrainischen Front unter Marschall Konew die Weichseloffensive der Roten Armee, offiziell hieß sie »Weichsel-Oder-Operation«. Am 14. Januar 1945 folgte der Angriff der 1. Weißrussischen Front unter Marschall Schukow, dem Eroberer von Berlin. Bis zum 18. Januar waren die sowjetischen Truppen auf 500 km Breite bis zu 150 km tief eingebrochen und hatten die Heeresgruppe A unter Generaloberst Schörner zerschlagen. Am 19. Januar überquerten die ersten sowjetischen Verbände dieser Offensive die Grenzen des Deutschen Reichs. Das alles ahnten wir nicht, als wir am 13. Januar in Alarmbereitschaft versetzt wurden. Einige von uns hatten Ausgang und waren in der Stadt. Wir bildeten mehrere Gruppen und gingen in die Stadt, um sie einzusammeln, das klappte ganz gut, denn fast alle waren in irgendeiner Gaststätte. Wir erhielten unsere persönlichen Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Jeder Schütze erhielt seine persönliche Waffe, ich meine Walther P38 und 100 Schuss Munition dazu. Zwei oder drei Tage verbrachten wir damit, die Munition für die Maschinengewehre in die Zuführgurte zu stecken - jeder siebente Schuss wurde mit Leuchtpurmunition bestückt -- und die Gurte in

Munitionskästen zu legen. Die Patronen mussten sorgfältig in die Gurte bis zum Einrasten der Feder gesteckt werden und die Gurte ordentlich in die Kästen gelegt werden, damit es nicht zu Ladehemmungen beim Dauerfeuer kommen konnte. Die Ausrüstung der Maschinengewehre wurde vervollständigt, nachdem sie vom Waffenmeister überprüft worden waren. Wir erhielten für jedes Maschinengewehr neun Ersatzläufe, der Gewehrführer einen und jeder der Schützen 3 bis 6 erhielt zwei Ersatzläufe, die in Behältern untergebracht waren. Diese Behälter hatten einen Riemen und wurden auf dem Rücken getragen. Ich erhielt noch die Ersatzteeltasche und der Gewehrführer eine Leuchtpistole. Zur Vervollständigung unserer Kleidung erhielten wir je zwei Unterhemden, Unterhosen und Fußlappen und dazu eine Decke und eine Zeltplane. Das alles wurde in einen Tornister verstaut. Wir tauschten unseren Armeemantel gegen eine gefütterte Tarnjacke. Unsere Gerätewagen wurden mit Kästen mit scharfer Munition gefüllt, die Zwillingssockel wurden dann mit den vorbereiteten Munitionskästen beladen, ich weiß nicht mehr genau wie viel es waren, aber sicher für jedes Maschinengewehr zwanzig bis dreißig Kästen. Das MG 42 hatte eine hohe Feuergeschwindigkeit, ein Kasten mit 250 Schuss war in zehn Sekunden verschossen, dann wurde der Lauf gewechselt, der ziemlich heiß geworden war. Das war sehr einfach und dauerte normalerweise drei, vier Sekunden. In der Zwischenzeit verband der Schütze 2 das Ende des Zuführgurtes mit dem Anfang des Gurtes des nächsten Munitionskastens. Die Vorbereitungen dauerten bis zum 21. Januar.

Am 26. Januar erhielten wir die »eiserne Ration«, eine Notverpflegung, die im Brotbeutel verstaut wurde und aus einer Büchse Schmalzfleisch und einer Büchse Brot bestand. Am späten Abend ging das Verladen in den Zug los, es dauerte bis zum Morgen. Dann

setzte sich der Zug in Bewegung zum Fronteinsatz, wir wussten nicht wohin, wir fuhren mit mehreren Zwischenhalten den ganzen Tag. Unsere Gerätewagen standen auf einem offenen Güterwagen und mussten zur Flugabwehrsicherung immer abwechselnd besetzt werden. Es gab aber während der ganzen Zeit keinen Angriff durch Flieger. Nach etwa zwölf Stunden, es war schon dunkel, hielt der Zug an. Wir waren auf einem kleinen Bahnhof angekommen und es begann das Ausladen der Gerätewagen. Irgendwie erinnere ich mich daran, dass mein Unteroffizier - wir waren mit allen Ausbildern ausgerückt - mit mehreren Flaschen Sekt zu mir kam, und mir sagte, ich solle sie im Gerätewagen verstecken. Das Ausladen und die Herstellung der Marschbereitschaft des Bataillons dauerte mehr als drei Stunden. Unser Bataillon bestand aus zwei Schützenkompanien mit je 120, einer Granatwerferkompanie mit 160 und unserer Maschinengewehrkompanie mit 180 Soldaten. Die Ausrüstung war recht gut, Schützenkompanien durchgehend mit Sturmgewehr 42 und leichtem MG 42 je Gruppe, dazu insgesamt acht Stück 80-Millimeter-Werfer in der Granatwerferkompanie und unsere Maschinengewehrkompanie mit insgesamt sechzehn schweren Maschinengewehren des Typs 42.

Es war schon nach Mitternacht, als wir unseren Marsch in Richtung Front begannen. Keiner von uns Soldaten wusste, wo wir uns befanden, geschweige denn, dass wir ahnten, in welches Chaos, in welche Hölle wir geführt werden sollten. Es war recht kalt in der Nacht, aber wir spürten die Kälte nicht in unserer Uniform und den Tarnanzügen. Ich erinnere mich an etwas, was uns damals recht lustig vorkam. Wir hatten ja unsere Pferde mit, die Unteroffiziere und Feldwebel hatten ihre Reitpferde dabei. Das Pferd, welches ich als erstes Reitpferd hatte, das recht unruhig und temperamentvoll war,

wurde nicht geritten und lief neben den Pferden unseres Gerätewagens. Der Unteroffizier der Nachbargruppe marschierte die ganze Zeit mit uns. Wahrscheinlich wurde es ihm zu viel und er nahm dieses Pferd, das vollständig gesattelt war, und stieg auf. Er fiel aber sofort herunter und lag auf der anderen Seite vom Pferd, dieses verschwand im Galopp in der stockfinsternen Nacht. Wir haben es nie wieder gesehen. Wir marschierten die ganze Nacht, im Morgengrauen kamen wir durch mehrere Dörfer. Wir sahen dort mehrere Plakate, darauf war ein asiatischer Typ mit Schlitzaugen abgebildet, der eine sogenannte Budjonny-Mütze mit dem Sowjetstern trug und einen bluttriefenden Dolch quer im Mund hatte.² Darunter stand mit großer Schrift: »Jeder Deutsche noch 14 Russen«. Es können auch sechzehn gewesen sein, genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Wir machten damals in unserer ebenso naiven wie dummen Überheblichkeit noch Witze darüber, dass dieses für unser MG 42 wohl kein Problem sein könnte, man sollte sie nur hinstellen. Eigentlich hätte das uns damals doch zu denken geben sollen, war es doch bei einer Übermacht von 1 zu 14 allein gegen die Russen, ohne Berücksichtigung der amerikanischen und englischen Übermacht völlig idiotisch, noch an einen Sieg zu glauben. Wir wussten damals ja nicht, dass die Rote Armee in der Offensive insgesamt 6,7 Millionen Mann an einer Front aufbot, die von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte. Die Überlegenheit der Sowjetarmeen betrug bei der Infanterie 11:1, bei den Panzern 7:1 und bei der Artillerie 20:1. Die Artillerie hatte pro Kilometer Frontlinie 300 Geschütze aufgefahren, also auf zehn Meter drei Geschütze, natürlich in der Tiefe gestaffelt. Schließlich waren wir am Ziel angelangt. Bereits am 26. Januar stieß

2: Budjonowka, auch als Budjonny-Mütze: Militärische Kopfbedeckung, die ab 18. Dezember 1918 als Teil der Uniform der neugegründeten Roten Armee eingeführt und bei dieser bis Ende der 1930er Jahre getragen wurde.

die 4. Gardepanzerarmee nördlich von Breslau bei Steinau über die Oder und südlich von Breslau bildete die 5. Gardearmee der Russen einen Brückenkopf westlich der Oder bei Ohlau.³ Dort in der Nähe müssen wir angekommen sein. Gegen 07:00 Uhr rückten wir auf einem Gutshof ein, überall standen Wagen und Fahrzeuge herum, wahrscheinlich war es der Tross von anderen Einheiten, auch einige Feldküchen waren dabei. Wir waren todmüde, schließlich hatten wir zwei Nächte nicht geschlafen und waren die ganze letzte Nacht marschiert. Wir erhielten den Befehl, zunächst die Waffen zu reinigen, dann sollten wir warmes Essen aus der Feldküche bekommen und anschließend schlafen. Zum Reinigen der Waffen hatte die Zeit noch gereicht, dann mussten wir unser Marschgepäck mit den Ersatzsachen und Decke abgeben, es würde uns nachgefahren, sagte man, wir haben es nie wieder gesehen. Bedauerlich war jedoch, dass fast jeder in diesem Gepäck sehr persönliche Sachen wie Fotos verstaut hatte. Wir behielten nur das kleine Marschgepäck, also Brotbeutel mit aufgeschnallter Zeltplane, der eisernen Ration, Kochgeschirr und Feldflasche.

Dann erhielten wir den Befehl zum Abmarsch. Wir marschierten in Gefechtsordnung hinter unseren Gerätewagen, es ging lange Zeit durch einen Kiefernwald. Als auf der rechten Seite des Weges eine Lichtung kam, wurden wir plötzlich durch Granatwerfer beschossen. Die meisten liefen sofort in den Wald. Mein Unteroffizier packte mich und zog mich unter den Gerätewagen, von dem die Pferde bereits abgekoppelt waren. Wir zwei lagen nun recht sicher unter dem Wagen und Wastel, wie wir unseren Unteroffizier nannten, zog eine Flasche Sekt aus dem Wagen, die wir dann zusammen austranken. Der Beschuss dauerte nicht lange, aber es gab die ersten Verwunde-

3: Beevor, Antony: Berlin 1945 - Das Ende. Bertelsmann 2002.

ten. Nach etwa einer Stunde ging der Marsch weiter, bis der Wald endete. Dort wurde eine Pause gemacht, wir gingen im Wald in Deckung. Aus den Gerätewagen wurden die Maschinengewehre, die Lafetten und die gesamten Munitionskästen entnommen, die Wagen fuhren leer zurück. Jetzt gab es eine Suppe aus der Feldküche und Brot, Butter und Wurst, für einige von uns sollte es die letzte Mahlzeit werden. Nach dem schnellen Essen sollten gegen 12:00 Uhr die Granatwerfer und die schweren Maschinengewehre ihre Gefechtsstellungen festlegen und beziehen. Dazu gingen jeweils der Gruppenführer, die zwei Gewehrführer und die zwei Schützen 1 los, um die Stellungen mit dem günstigsten Schussfeld für die Maschinengewehre zu erkunden. Da angeblich Feindeinsicht war, hatte dies gefechtsmäßig zu erfolgen. Als wir am Waldrand angekommen waren, sahen wir, dass wir uns auf einem Hügel befanden. Vor uns lagen etwa 500 Meter Wiese, dann fiel das Gelände recht schnell ab und in einigen Kilometern Entfernung lag eine kleine Stadt mit einer Kirche in der Mitte, es war Ohlau, wo die Russen einen Brückenkopf gebildet hatten. Hinter der Wiese begann ein kleines Dorf oder Rittergut, das offensichtlich zum dahinter liegenden Städtchen Ohlau gehörte. Das gesamte Gelände eignete sich für ein Überschießen der angreifenden Schützenkompanien sehr gut und wir fanden einige günstig gelegene Plätze, die ohne zusätzliche Erdarbeiten als MG-Stellungen bezogen werden konnten.⁴ Wir hatten für unsere beiden SMG Stellungen gefunden, die es uns erlaubten, die vorrückenden Schützenkompanien bereits beim Verlassen des Hügels, bis sie etwa 250 Meter vor dem Ort angelangt waren, sicher zu überschießen.

4: Überschießen: Feuerschutz für eine Angriffstruppe, es sollen der Gegner niedergehalten und feindliche Stellungen ausgeschaltet werden, um den eigenen Soldaten zu ermöglichen, unterhalb der Geschosssalven gegen den Feind zu stürmen.

Wir brachten unsere SMG und die Granatwerferkompanie ihre Granatwerfer in Stellung. Ich fand einen geeigneten Platz für unser MG hinter einer kleinen Böschung, die gerade so hoch war, dass die Lafette dahinter verschwand und auch wir etwas Deckung hatten. Rechts und links von uns war Gebüsch, das zusätzlich Deckung bot und wir hatten einen guten Blick über das Gelände, das wir zurückerobern sollten. Die Vorbereitungen zum Angriff dauerten etwa eine Stunde, offensichtlich hatten uns die Russen nicht bemerkt, mir war und ist bis heute ein Rätsel, wie wir das ohne jeglichen Beschuss erreichen konnten. Mit der optischen Zieleinrichtung wurde der Ortsanfang anvisiert und das Tiefenfeuer eingestellt, so dass das MG automatisch in einer Wellenlinie den Ort beschoss. Dann kam der Befehl zum Angriff, es war der 28. Februar 1945 gegen 14:00 Uhr, unsere »Feuertaufe« war gekommen. Die Schützenkompanien gingen in weit auseinander gezogenen Schützenketten durch das Tal in Richtung Dorf und wir begannen mit dem Überschießen. Von jeder Gruppe schoss jeweils immer ein SMG, aber nach und nach fielen rechts und links von mir die MG aus, bis nur noch ich schoss. Ich sah, wie die Garben meines MG über die Köpfe der Schützen in den Ort trafen, wir hatten ja als jede siebente Patrone eine Leuchtpatrone im Gurt. Ich weiß nicht, wie viel Schuss von mir verschossen wurden, jedenfalls hatten die Schützen 3 bis 6 viel Arbeit mit dem Reinigen der Läufe - jedes SMG hatte insgesamt neun Läufe, davon befand sich einer im Einsatz.

Nach relativ kurzer Zeit hatten die Schützenkompanien den Ort erreicht, wir verließen unsere Stellungen und rückten nach. Das Feuer der Russen begann erst, als die Schützenkompanien etwa 150 Meter vor dem Dorf waren. Jetzt konnten wir keinen Feuerschutz mehr geben und es kam für uns der Angriffsbefehl, wir bauten die

SMG ab und gingen nun ebenfalls in Richtung Dorf vor, das MG musste ich nun als leichtes Maschinengewehr etwa wie eine Maschinenpistole tragen und verwenden. Das ging beim MG 42 nur mit kurzen Feuerstößen von vier bis sechs Schuss, da der Rückstoß doch recht erheblich war. Während des Vorrückens trat ich mit dem rechten Fuß in Wasser und sank ein. Das erschien mir zunächst unwichtig, wir waren immer in Bewegung und der Fuß war warm und so legte ich zunächst keinen Wert darauf, ich konnte es auch nicht, aber es sollte mir noch erhebliche Probleme bereiten. Wir erreichten den Ort ohne Beschuss und ohne Schwierigkeiten und arbeiteten uns bis an das andere Ende des Ortes vor, er war nicht groß und bestand fast ausschließlich aus kleineren und mittleren Bauerngehöften. Unsere Gruppe besetzte einen kleinen Bauernhof und ich brachte mein MG an der linken Seite unmittelbar neben dem Haus in Stellung, schussbereit in Richtung zum freien Feld, wo wir die Russen vermuteten. Links neben unserem Gehöft stand ein kleines Wohnhaus, in das sich eine Schützengruppe einquartierte. Vor uns war ein freies Gelände - wahrscheinlich ein Feld - und in einer Entfernung von etwa 500 Metern stand ein freistehendes, zweistöckiges Wohnhaus. Etwa 700 Meter rechts von unserem Gehöft führte eine Straße aus dem Dorf, es standen dort ebenfalls noch ein paar Häuser. An der rechten Seite unseres Bauernhofes waren Stallungen und ein zwei Meter hoher Bretterzaun als Begrenzung zum Nachbargehöft. Unser Haus war einfach, es gab eine kleine Küche, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer mit zwei Betten und einem Schrank. Die Fenster des Wohn- und des Schlafzimmers lagen in Richtung des freien Feldes und des alleinstehenden Hauses. Ich übernahm die erste Wache am MG, nach zwei Stunden wurde ich abgelöst und ging in das Haus, im Zimmer war es schön warm. Doch

nach einigen Minuten schmerzte der rechte Fuß sehr stark, der auf dem Weg zum Ort nass geworden war. Ich ging wieder hinaus und nach kurzer Zeit hörten die Schmerzen im Fuß auf.

Wir bekamen nun mit dem gegenüberliegenden, zweistöckigen Haus große Probleme, immer wieder wurde gezieltes Gewehrfeuer auf unser Haus abgegeben. Das war gefährlich und bald waren die zu diesem Haus zeigenden Fenster der Küche, in der wir uns aufhielten, zerschossen. Unser Unteroffizier meinte, es wären Scharfschützen, was ich aber nicht glaubte, trotzdem mussten wir etwas dagegen unternehmen. Also nahm ich das MG mit einem Gurt mit 250 Schuss, ging in das Schlafzimmer, das ebenfalls ein Fenster zu diesem Haus hatte, und begann vom Schlafzimmerfenster aus mit dem MG ohne Lafette, also als leichtes Maschinengewehr, gezielt in Feuerstößen in die Fenster dieses Hauses zu schießen. Ich verschoss den gesamten Gurt in die Fenster dieses Hauses, danach hatten wir Ruhe. Das Haus fing durch den Beschuss Feuer und brannte kurze Zeit später lichterloh. Ich baute das Maschinengewehr draußen wieder auf, aber ich sah dann, dass in einem der Gehöfte an der Straße rechts von uns ein Panzerabwehrgeschütz in Stellung gebracht wurde, das Rohr zeigte in unsere Richtung. Ich nahm an, dass es ein deutsches Geschütz war, unser Unteroffizier, den ich herbeigerufen hatte, beobachtete es mit dem Fernglas und meinte, es wären Russen und wir sollten uns beeilen, damit wir vor ihnen fertig wurden.

»Wir müssen schneller sein als die, sonst sind wir gleich tot.« rief er uns zu.

Offensichtlich hatte die Geschützbesatzung den Auftrag, unser MG-Nest zu vernichten. Also visierte ich das Geschütz an, in meiner optischen Zieleinrichtung sah ich, dass die Mündung des Geschützes genau in unsere Richtung zeigte, sie erschien mir durch die Vergrö-

ßerung wie ein riesiges, schwarzes Loch. Die russische Bedienmannschaft bereitete hektisch die Feuerbereitschaft des Geschützes vor und als ich erkennen konnte, wie der Munitionskanonier in gebücktem Gang eine Granate zum Geschütz trug, eröffnete ich das Feuer und schoss einen ganzen Gurt in Dauerfeuer auf das Geschütz. Ich sah, wie die Soldaten nach hinten davonrannten und vom Schutzschild des Geschützes sprühte ein Funkenregen. Nachdem ich den Gurt verschossen hatte, wechselte ich den Lauf meines MG, legte einen neuen Gurt in die Zuführung, spannte das MG und legte den Sicherungsflügel um - jetzt war es wieder schussbereit, denn ich erwartete, dass die Mannschaft des Geschützes wieder zurückkäme. Aber die wagte sich offensichtlich nicht mehr aus der Deckung, sie nahmen wohl zu Recht an, dass wir dann wieder das Feuer eröffneten.

[...]

Wir sollten in der Scheune etwas ruhen, ich grub mich zum Schutz vor Granatsplittern im Stroh ein. Wir hatten nicht lange Ruhe, dann hieß es, wir würden von der Flanke angegriffen. Ich musste an einem Zaun als LMG in Stellung gehen, es kamen etwa 100 Mann ohne Angriffsordnung gerannt und als ich schießen wollte, hörte ich sie schreien:

»Nicht schießen, wir sind Deutsche!«

Es waren die Soldaten einer Schützenkompanie aus dem Nachbarort, die vor einem russischen Angriff geflohen waren. Einige von ihnen hatten ihre Waffen weggeworfen, um besser laufen zu können. Da war nichts mehr von Heldenmut und »Aufopferung für Führer und Vaterland« zu spüren, da dachte niemand von denen mehr daran, er müsste nur 14 Russen bis zum »Endsieg« töten, das war

pure Angst und Panik. Meine Gruppe wurde noch vor dem Morgengrauen aus dem Ort zurückgezogen und in einem abgelegenen Bauerngehöft untergebracht. Wir sollten in einem ehemaligen Stall lagern, es roch noch furchtbar nach Schweinemist. Ich ging nach draußen, um dem Gestank zu entkommen und blieb trotz der Kälte im Freien. Ich hörte, wie im Niemandsland irgendwo zwischen unserer und der russischen Stellung jemand laut nach seiner Mutter, seiner Frau und seinen Kindern schrie, aber es konnte ihm nicht geholfen werden, weil er zu nahe den russischen Linien lag und es schon zu hell war. Irgendwann verstummten die Schreie.

Am frühen Vormittag, es mag so gegen 09:00 Uhr gewesen sein, erhielt ich den Befehl, mit meinem MG einen Stoß- oder Aufklärungstrupp mit Sperrfeuer zu unterstützen. Ich sollte mit dem SMG den Rand des Ortes unter Dauerbeschuss halten, bis der Stoßtrupp dort seitlich den Ort erreicht hat. Einen richtigen Überblick über die Situation hatte ich nicht und von einem Stoßtrupp war weit und breit nichts zu sehen. Ich schoss also, wenn es mir gesagt wurde, und stellte das Feuer ein, wenn es befohlen wurde. Es war das Dorf, welches wir am Vortag eingenommen hatten. Die Russen hatten Teile der von mir aus gesehen linken Seite wieder besetzt, die rechte Seite war von unserer Schützenkompanie besetzt. Ich brachte das SMG hinter einer Böschung in Stellung und wartete auf den Feuerbefehl. Rechts hinter unserer Stellung wurde eine 8,8-Zentimeter-Fliegerabwehrkanone in Stellung gebracht. Ich feuerte an diesem Tag bis gegen 11:00 Uhr 20 bis 25 Kästen Munition, also 5000 bis 7500 Schuss, in diesen Teil des Ortes. Die Flak schoss sechs bis acht Granaten ab und verließ dann die Stellung. Ich habe nie erfahren, welchen Sinn dieses ganze Unternehmen hatte, mein Unteroffizier wahrscheinlich auch nicht. Langsam kam in mir der Gedanke auf,

dass keiner mehr einen wirklichen Durchblick hatte und im Laufe der nächsten Zeit wurde aus dieser Vermutung Gewissheit.

Am späten Nachmittag, es war fast dunkel, erhielt unsere Gruppe den Befehl, eine neue Stellung zu beziehen. Wir marschierten in ein Waldstück und bauten am Waldrand unser MG auf, die Granatwerferkompanie aus Freiberg lag auch in diesem Wald. Jetzt sah ich, dass etwa ein Kilometer rechts daneben noch andere Häuser und Gehöfte standen. Vor uns lag ein freies Feld und dahinter offensichtlich das kleine Dorf, aus dem in der vergangenen Nacht die Schützenkompanie geflüchtet war, links davon sahen wir das Dorf, welches wir am Vortage zurückerobert hatten. Der Wald, in dem wir lagen, wurde ab und zu von Granatwerfern beschossen. Aus Baumstämmen bauten wir uns einen Schutz, ähnlich einer großen Blockhütte, aber ohne Dach, die Wände ungefähr anderthalb Meter hoch. So hatten wir Schutz vor Granatsplittern und darin schliefen wir auch in der Nacht einigermaßen sicher. Wir hatten verhältnismäßig ruhige Tage, keine Angriffe, nur selten flogen ein paar Geschosse aus russischen Granatwerfern herüber. Die Verpflegung kam per Feldküche, etwa vierzig Meter von unserer Blockhütte entfernt im Wald war ein breiter Weg, der von der Frontseite nicht eingesehen werden konnte, dadurch gab es für die Feldküche keine Probleme. Das Essen war mager, unsere eisernen Rationen hatten wir schon längst aufgegessen. Also wurde beschlossen, zur Verbesserung der Verpflegung zwei Mann in den links vor uns liegenden Ort zu schicken, um aus den Häusern Lebensmittel zu holen. Die Wahl fiel auf Rolf Schneider und mich. Es war mittlerweile Anfang Februar, es lag viel Schnee und wir nahmen uns ein Akja, um unsere Beute transportieren zu können.⁵ Wir nahmen jeder nur unsere Pis-

5: Akja: Rettungsschlitten aus einer Metallwanne mit zwei Paar Holmen

tole und eine Eierhandgranate zur Verteidigung mit. Der Ort sollte feindfrei sein, aber keiner wusste, was uns unterwegs und im Ort erwartete. Wir liefen erst etwa 500 Meter parallel zum Waldrand durch den Wald und dann einen knappen Kilometer über freies Feld zum Ort. Es war ein Dorf, aus meist nur kleineren Gehöften bestehend. In den, von den Bewohnern verlassenen Höfen lebten noch Tiere. Ich habe Hühner, Schweine und Hunde gesehen, es war ein trauriges Bild. Damals wurde mir schlagartig der ganze Schrecken und Unsinn des Krieges klar. Was musste das für die Bevölkerung bedeutet haben, ihr gesamtes Hab und Gut, wofür sie ein ganzes Leben hart gearbeitet hatten, plötzlich im Stich lassen zu müssen!

Wir betraten ein Gehöft, die Hühner stoben mit lautem Getöse auseinander, es hatte jedoch keinen Sinn, Geflügel mitzunehmen, denn mit unseren Möglichkeiten hätten wir sie sowieso nicht zubereiten können. Außerdem wäre es uns sicher nicht gelungen, sie einzufangen, sie waren so verängstigt, dass die sofort wegflatterten, wenn man sich ihnen näherte. Wir suchten Konserven und die wurden gewöhnlich im Keller gelagert, also stiegen wir in den Keller. Er bestand aus mehreren Räumen, ich suchte gleich im ersten Raum und Rolf ging in den nächsten. Plötzlich hörte ich Schritte, ich blickte zur Treppe - jemand kam langsam die Treppe herab. Ich sah zuerst nur die Beine mit den Stiefeln, es waren russische Stiefel, dann sah ich an der Uniformhose, dass es tatsächlich ein Russe war. Das alles spielte sich wie in der Zeitlupe ab. Ich war wie gelähmt, unfähig mich zu bewegen, ich weiß nicht, ob mein Herz überhaupt noch schlug. Jetzt sah mich der Russe, er hatte keine Maschinenpistole und kein Gewehr bei sich, ich glaube, er hatte nicht einmal eine Pis-

nach dem Vorbild des bootförmigen Schlittens der Samen zum Transport von Verletzten und Material, auch Ackja oder Akija geschrieben.

tole. Als er mich sah, war er genauso erschrocken wie ich, er blieb erstarrt stehen, es waren bestimmt nur drei, vier Sekunden. Er starrte mich an, ich rührte mich nicht. Er stieg langsam rückwärts Schritt für Schritt die Stufen hoch und verschwand wie ein Geist. Ich hätte mich schnellstens in den anderen Raum in Sicherheit bringen sollen, denn eigentlich hätte jetzt kommen müssen, was wir an seiner Stelle getan hätten, nämlich ein oder zwei Handgranaten in den Keller geworfen. Aber er tat nichts.

»Hast du was gefunden?« hörte ich Rolf fragen.

»Ja, dort drüben stehen Gläser mit Fleisch.« antwortete ich, noch völlig benommen.

Rolf kam aus dem anderen Keller und sagte verwundert:

»Ist was, warum hast du deine Pistole in der Hand?«

Offenbar hatte ich sie unbewusst gezogen. Ich sagte:

»Nein, es ist nichts, ich habe sie bloß vorsichtshalber aus der Tasche geholt.«

Wir packten die Gläser ein, groß war unser Erfolg nicht, und machten uns auf den Weg zurück. Dieses Erlebnis werde ich nie vergessen, der Russe war sicher genauso erlöst wie ich, als alles vorbei war. Er war wahrscheinlich allein und suchte, genauso hungrig wie wir, nach Essen und mir dämmerte durch den Schleier jahrelanger Indoktrination durch die nationalsozialistische Propaganda, dass der Russe auf der Treppe ebenso ein Junge mit einem Zuhause, Eltern, Geschwistern wie ich war. Doch der Kriegsalltag holte mich schnell wieder ein, wir packten einige Gläser mit Fleisch und Wurst und ein großes Glas mit Bienenhonig ein und machten uns auf den Weg zurück, an diesem Abend konnten wir uns richtig satt essen.

Wir lagen schon mehrere Tage dort im Wald, es war etwa Anfang oder Mitte Februar, das Zeitgefühl war mir völlig verloren gegangen.

Es gab noch ein Erlebnis, welches mir recht nahe gegangen war. Eines Abends erschien ein junger deutscher Soldat, er setzte sich zu uns, als wir beim Essen waren. Er sprach kaum etwas und stand dann auf, um wieder wegzugehen. Am nächsten Tag bekam unser Unteroffizier den Befehl, drei Mann unserer Gruppe abzustellen, die bei einer Erschießung zugegen sein sollten. Ich war nicht dabei. Als sie zurückkamen, erzählten sie, was sie erfahren hatten. Es sei dieser Soldat vom vorhergehenden Abend gewesen, er sei von der Westfront desertiert und wollte in den Ort, aus dem wir die Konserven geholt hatten, dort wohnten wohl mal seine Eltern, die er nun suchte. Er hatte sich angeblich bei einer anderen Gruppe hinzugesetzt und dort sein Soldbuch zerrissen und ins Feuer geworfen. Diese hätten ihn dann festgenommen.

Am späten Nachmittag sollte ich mich im Bataillonsgefechtsstand melden, er war in dem Dorf, das wir eingenommen hatten. Ich sollte mit der Feldküche in der Dunkelheit hinfahren, die wüssten, wo das sei. Als ich mich dort beim diensthabenden Stabsfeldwebel meldete, wusste der zunächst nichts mit mir anzufangen. Er kam auf die Idee, dass ich zu dem Spähtrupp gehören würde, der eine halbe Stunde später aufbrechen sollte. Er sagte mir, ich solle erst einmal Essen empfangen. Dann stellte sich aber heraus, dass das mit dem Spähtrupp ein Irrtum war. Stattdessen kam der Bataillonskommandeur vorbei, hängte mir mit einer knappen Gratulation das Eiserne Kreuz 2. Klasse an die Uniform und schickte mich zurück zu meiner Einheit. Es war schon dunkel, die Gulaschkanone war schon wieder zurückgefahren. So machte ich mich in der Dunkelheit allein auf den Weg, es waren vielleicht drei Kilometer, da der Weg im großen Bogen zu dem Wald führte, in dem wir lagen. Als ich bei meiner Gruppe ankam, wartete unser Unteroffizier schon, er hatte mich mit der

Gulaschkanone zurückerwartet. Ich hatte das EK 2, wie wir es nannten, wieder von meiner Uniform abgenommen und in die Brusttasche gesteckt. Er schaute mir irgendwie neugierig auf die Brust und fragte:

»Was solltest du denn beim Bataillonskommandeur?«

»Er hat mich mit dem EK 2 ausgezeichnet«, antwortete ich.

»Bist du wahnsinnig! Das musst du 24 Stunden tragen und dann ein Stück Band in das dritte Knopfloch der Uniformjacke einziehen!« brüllte er mich an, wobei ich mir nicht sicher war, ob er es wirklich ernst meinte.

Mir war das etwas peinlich, denn eigentlich wusste ich nicht, womit ich mich gegenüber den anderen hervorgehoben habe. Aber wahrscheinlich erhielt ich es für die Bekämpfung der beiden Scharfschützenester. Das Band war länger als einen halben Meter, ich steckte es zusammen mit dem EK 2 am nächsten Tag in die linke Brusttasche. Ich ahnte nicht, dass mir dies einige Monate später beinahe zu einem ernsthaften Problem werden sollte.

[...]

Anfang März wurden wir zusammengezogen, das heißt der Rest, der übrig geblieben war. Wir wurden in die Etappe verlegt. Dort wurde unsere Ausrüstung ergänzt und wir wurden zu sogenannten Kampfgruppen zusammengeschlossen, ich gehörte zur Kampfgruppe Klein. Es wurde davon gesprochen, dass wir den Ring um Breslau durchbrechen sollten. Breslau war von Hitler zur Festung erklärt worden und verteidigte sich hartnäckig. Bereits am 26. Januar hatten die Russen Brückenköpfe westlich der Oder bei Steinau nördlich von Breslau und bei Ohlau zwischen Breslau und Oppeln eingerichtet. Breslau war am 12. Februar völlig eingeschlossen. Dazu wurden mehrere Übungen durchgeführt, für jede Kampfgruppe waren die

Einsatzgebiete festgelegt. In Luftaufnahmen konnten wir die Schwerpunkte, zum Beispiel eingegrabene Panzer, erkennen. Die letzte Übung sollte in der Nacht erfolgen, dann sollte ein Tag Ruhe sein und in der darauf folgenden Nacht sollten wir die Ausgangsstellungen einnehmen. Wir bezogen am späten Abend, es war schon dunkel, unsere Stellungen für die Nachtübung, die wir aber nicht beginnen konnten, weil die Russen schweres Artilleriefeuer in unser Gebiet verlegten. Erst jetzt, beim Studium der Literatur zu den Ereignissen dieser Zeit, habe ich erfahren, dass damals die 3. Garde-Panzer-Armee der 1. Ukrainischen Front der Roten Armee den Angriff aus dem Raum Ohlau in Richtung Neustadt begonnen hatte.

Wir marschierten also sofort zur Frontlinie. Zunächst war dort alles recht ruhig, ich baute mein SMG hinter der Scheune eines Bauernhofes in Richtung eines freien Feldes, der vermuteten Feindlinie, auf. Es war dunkel, sehen konnte ich nichts. Ich hatte die erste Wache, etwa ab 02:00 Uhr nachts konnten wir entfernt Motorengeräusch hören, es klang nach vielen Motoren von Panzern. Diese dröhnenden Motorengeräusche in der Nacht wirkten demoralisierend. Man konnte nichts sehen, aber man wusste, dass im Morgen grauen der Angriff von vielen Panzern erfolgte. Ich wurde dann abgelöst und musste mein MG abbauen. Ich konnte ins Haus gehen, um noch etwas zu schlafen. Ich legte mich vollständig angezogen mit Koppel und allem, was daran war, in ein Bett, mein MG legte ich neben mich, ich muss sofort eingeschlafen sein. Ich wurde ziemlich unsanft geweckt mit den Worten:

»Bist du verrückt, jetzt zu schlafen, die Russen kommen bereits am anderen Ende der Straße in unsere Richtung!«

Ich sprang auf, nahm mein MG, rannte aus dem Haus und feuerte sofort etwa 150 Schuss in Feuerstößen in die Richtung der ankomm-

menden Russen. Die waren genauso überrascht wie ich und verschwanden sofort von der Straße. Sie hatten offensichtlich nicht vermutet, dass noch Widerstand geleistet wurde. Von nun an begann das Chaos und die Angst, ein Inferno. Es fällt mir sehr schwer, die Erinnerungen daran zeitlich richtig einzuordnen. Wir rannten unter ständigem Beschuss aus dem Dorf, dann über ein freies Feld, Gott sei Dank kam dann eine Art Damm, hinter dem wir vor dem Beschuss durch Panzer, Maschinenpistolen und Maschinengewehre einigermaßen sicher waren. Mein Gewehrführer und mein Unteroffizier waren nicht mehr da, später sagte man mir, dass sie auf dem freien Feld verwundet wurden. Mein Schütze 2 hatte die Lafette abgeworfen, so dass unser MG nicht mehr als schweres Maschinengewehr verwendbar war. Dennoch schleppte ich immer noch mein MG mit und war dadurch in der Beweglichkeit stark eingeschränkt. Die anderen Schützen waren auch nicht mehr zu sehen, außer dem Gurt mit etwa 100 Schuss im Gewehr hatte ich noch einen Gurt mit 150 Schuss um den Hals. Also lief ich weiter, es war zwar schon hell, aber ich hatte keinerlei Orientierung, ich lief einfach den anderen mit meinem MG auf der Schulter hinterher. Es tauchten ein paar Häuser auf, die links von uns auf einem Hügel standen.

Ein Offizier sammelte uns ein, um einen Gegenangriff zu unternehmen. Ich musste mein MG als LMG in Stellung bringen, ich lag in einer Mulde und war dadurch geschützt. In etwa 400 Meter Entfernung rechts von mir standen drei oder vier T-34-Panzer und ein schwerer Panzer »J.W. Stalin«.⁶ Plötzlich tauchten etwa 200 Meter

6: T-34: Sowjetischer Panzer, der hauptsächlich zwischen 1941 und 1945 im Zweiten Weltkrieg zum Einsatz kam, er vereinigt moderne Ideen zu einem, für seine Zeit sehr guten und fortschrittlichen Panzer, der Feuerkraft, Panzerungsschutz und Beweglichkeit miteinander verband.

IS-2 »Iossif Stalin«: Hier ist der JS-2 aus der Serie der »Josef Stalin«-Kampf-

rechts von mir drei Soldaten von uns mit einem sogenannten »Ofenrohr« auf, ein Gerät zur Bekämpfung von Panzern mit Panzerabwehrraketen. Ich konnte sehen, wie sich das Rohr des schweren Panzers in diese Richtung drehte, offensichtlich bemerkten es die drei auch, ließen das Gerät fallen und rannten davon. Nur Sekunden später schlug an dieser Stelle die Granate ein. Ich war blitzartig in Deckung gegangen, konnte also nicht sehen, ob die drei davongekommen waren. Aus dem geplanten Gegenangriff von uns wurde natürlich nichts, nach ein paar Stunden gingen wir dann auch zurück und kamen in einen Wald mit hohen Kiefern. Die Panzer der Russen schossen ununterbrochen in den Wald. Die Granaten explodierten in den Bäumen und die Granatsplitter, Äste und Baumkronen flogen durch die Gegend.

Ich weiß nicht, wie lange wir liefen, es herrschte ein großes Durcheinander. Ich verlor jedes Zeitgefühl, wahrscheinlich, weil ich ständig darauf bedacht war, mich in Sicherheit zu bringen. Jetzt, über sechzig Jahre danach, erscheint mir diese Zeit wie ein böser Traum, an den ich mich nur bruchstückhaft erinnern kann. An mir vorbei zogen vier Panzerabwehrgeschütze der Waffen-SS, die von je vier Pferden gezogen wurden, es waren moderne, großkalibrige Geschütze. Die Dämmerung brach herein, an einem Gutshof machten wir halt, weil die Spitze Feindberührung hatte, mit anderen Worten - wir waren wahrscheinlich eingeschlossen. Ich war hundemüde, ich hatte zwei Nächte gar nicht oder kaum geschlafen. Das letzte Essen hatten wir vor zwei Tagen bekommen und ich legte mich, so wie ich war, in irgendein Bett. Die Tür zu einem größeren Nachbarräum, offensichtlich ein Wohnzimmer, stand offen. An dem großen Tisch sa-

panzer für schwere Durchbruchs-Panzereinheiten gemeint, er zählt zu den stärksten Panzern, die im zweiten Weltkrieg eingesetzt wurden.

ßen mehrere Offiziere der Waffen-SS und der Wehrmacht mit einer Landkarte. Ich hörte, wie sie sich entschieden, einen Ausbruchversuch zu unternehmen. Ich war plötzlich hellwach, stand auf und suchte Bekannte aus unserer Kompanie. Einen von der zweiten Gruppe unseres Zuges fand ich dann. Ich erzählte ihm, was ich gehört hatte und wir entschieden uns, möglichst mit der Spitze durchzubrechen, denn das Loch im Kessel bliebe sicher nicht lange offen, weil die Russen ihn mit ihren Panzern schnell wieder schließen würden. Ich konnte meinen leeren Gurt mit Munition füllen, es waren Munitionsbestände der Waffen-SS, ich habe hier das erste Mal Maschinengewehrmunition mit Explosivgeschossen gesehen.

Wir liefen in die Richtung, in welcher der Ausbruch erfolgen sollte. Wir schlichen uns nach vorn, es ging bergab durch Waldgelände und wir kamen an einen Waldrand und sahen im Tal ein Dorf liegen. Der Morgen begann mit schwachem Licht, etwa dreihundert Meter vor uns lag im Tal ein Gehöft und wir bemerkten, dass dort Menschen umherliefen. Wir wollten hinunter gehen, ließen aber davon ab, weil nicht klar war, ob es Russen, Deutsche oder Zivilisten waren. Wir gingen wieder etwas zurück und suchten uns Deckung in einem Schützenloch, der Morgen begann zu dämmern, etwa zweihundert Meter links von uns hatten die vier Panzerabwehrgeschütze der SS Stellung bezogen. Plötzlich tauchten in etwa anderthalb Kilometer Entfernung vor dem unter uns liegenden Dorf sechs russische T-34 auf, sie fuhren auf der Straße in Richtung Dorf. Vor dem Dorf, von uns einen knappen Kilometer entfernt, führte die Straße durch einen Hohlweg. Rechts und links der Straße war eine hohe Böschung. Als der letzte Panzer in dem Hohlweg war, fingen die vier Panzerabwehrkanonen an zu schießen, sie trafen erst den letzten Panzer und schossen dann den ersten ab, damit saßen die restlichen

vier in der Falle, sie konnten nicht nach vorn und nicht zurück. Sie versuchten zwar den letzten Panzer aus dem Weg zu schieben, aber sie wurden getroffen, ehe ihnen das gelang. Damit war der Ausbruch gelungen, der Weg frei und wieder begann der Lauf ums Überleben. Wir kamen, ohne einen Schuss abzugeben, mit durch und liefen den anderen nach. Man überlegt in einer solchen Situation auch nicht, ob die an der Spitze überhaupt wissen, wo der richtige Weg ist. Alle liefen einfach hinterher. Nur nicht von den Massen trennen, in der Masse ist man sicher vor den Russen und vor der Feldgendarmerie. Ich kann mich nicht erinnern, wie lange wir liefen oder besser gesagt - wir uns treiben ließen. War es ein oder waren es mehrere Tage?

Etliche Kilometer konnten wir mit einem LKW fahren, ich musste mich als Luftbeobachter auf einen der vorderen Kotflügel setzen und nach Tieffliegern Ausschau halten. Es war nicht bequem, aber wir kamen schneller vorwärts. Es war Abend und wir kamen an eine vorbereitete Stellungen vor einem größeren Ort. Nach meiner Erinnerung hieß der Ort damals Strehlen. Es lag nasser Schnee, ich war so müde, dass ich mich neben einen Schützengraben, in dem schon Wasser stand, einfach auf den Boden legte und so, wie ich war, einschlieft. Früh wachte ich auf, mein Genick schmerzte, ich hatte am Abend den Stahlhelm auf dem Kopf behalten und der war in das Genick gerutscht. Ich erwachte durch einen lauten Knall, etwa fünfzig Meter von mir entfernt hatte ein 8,8-Zentimeter-Flakgeschütz Stellung bezogen und einen T-34 abgeschossen. Ich erinnere mich daran, als ob es gestern war. Die russischen Panzer fuhren mit aufgesessener Infanterie, die wie Trauben auf dem Panzer hingen. Als das Flakgeschütz den nächsten Panzer abschoß, sah ich, wie die Infanteristen im hohen Bogen durch die Luft wirbelten, da flogen ganze

Körper und Körperteile. Ich sah ein Bein, die Wickelgamasche hatte sich gelöst und flatterte wie ein Schwanz am Drachen hinter dem fliegenden Bein her. Es war grauenhaft, ich werde es nie vergessen können. Aber es war der letzte Schuss dieses Flak-Geschützes, ein Volltreffer von einem anderen Panzer setzte es außer Gefecht.

Ich muss die ganze Nacht durchgeschlafen haben, es war bereits heller Morgen. Wir liefen weiter und kamen in eine kleine Stadt, ich glaube mich zu erinnern, dass sie damals Neustadt hieß. Viele von uns verteilten sich in den Häusern, wir suchten etwas zu Essen, denn an Verpflegung war nicht mehr zu denken. Ich lief auch in ein Haus, die Bewohner waren kurz vorher geflohen. Im Wohnzimmer war der Tisch zum Frühstück gedeckt, es lagen angebissene Brotscheiben auf Tellern und die Tassen waren halb ausgetrunken. Es sah aus, als ob die Zivilisten vom Frühstückstisch fliehen mussten. Lange konnten wir uns nicht aufhalten, bereits kurze Zeit später hörten wir wieder das Rasseln der Panzerketten. Als ich aus dem Haus rannte, sah ich am anderen Ende der Straße bereits wieder einen T-34 um die Ecke kommen. Wieder begann die Flucht, das MG hatte ich noch, das war vielleicht ein Fehler, weil ich wieder im Laufen behindert war. Auf der anderen Seite denke ich heute, vielleicht sollte alles so ablaufen, denn ich bin lebend davon gekommen.

Und wieder begann der Lauf um das nackte Leben. Immer bei der Masse bleiben, dann bestand weniger Gefahr, von der Feldgendarmarie aufgehalten zu werden. Kleinere Gruppen wurden nämlich von ihnen aufgesammelt, zu Einheiten zusammengestellt und zur Frontlinie zurückgeschickt. Wenn man allein kam, bestand die Gefahr als Deserteur sofort aufgehängt oder erschossen zu werden. Durch mein MG fiel ich zurück und kam mit einer kleineren Gruppe an und wir wurden tatsächlich aufgehalten und zu einer Einheit von

sechzig Mann zusammengestellt. Da kein Offizier dabei war, wurde das Kommando einem Angehörigen des medizinischen Dienstes im Rang eines Offiziers übertragen. Wir bezogen an einem Damm bei einem kleinen Fluss Stellung. Etwa 800 Meter links von uns stand ein Gehöft mit mehreren Gebäuden. Mich wunderte, dass der Offizier die Stellung an einem abfallenden Hang in entgegengesetzter Richtung zu den russischen Stellungen aufbauen ließ, also mit dem Rücken zur Frontlinie. Ein Unteroffizier erhielt den Auftrag, mit einem Spähtrupp zu erkunden, ob dieses Gehöft von den Russen besetzt wäre, ich wurde mit für den Spähtrupp ausgewählt. Wir schlichen uns im Schutze des Damms an das Gehöft heran und erreichten ohne Schwierigkeiten eine Scheune, die abseits stand. Ich blieb zunächst am Damm, um den anderen Feuerschutz zu geben und als die unbehelligt bei der Scheune ankamen, folgte ich ihnen. Wir schauten vorsichtig um die Ecke der Scheune und sahen die anderen Gebäude des Gehöftes. Ich erhielt den Befehl, mit ein paar Feuerstößen das Wohnhaus gegenüber zu beschießen. Wir warteten auf Gegenfeuer, aber es blieb völlig ruhig. Das war für den Unteroffizier der Beweis, dass dort keine Russen waren.

Wir gingen aber vorsichtshalber doch gedeckt zu unserer Stellung zurück. Dort angekommen, befahl mir der zum Kommandeur ernannte Arzt, mein MG zum Schutz des Kompaniegefechtsstandes in Stellung zu bringen. Aber in welche Richtung sollte ich das MG in Stellung bringen? Ich stellte fest, dass das MG erneut mit dem Schussfeld in die falsche Richtung aufgebaut werden sollte, die Feuerichtung zeigte in Richtung der deutschen Linie und mein Rücken war der Richtung zugewandt, aus der die Russen zu erwarten waren. Wir lagen also für die Russen, die die Stadt besetzt hatten, völlig ungeschützt wie auf dem Präsentierteller. Außerdem hatte ich

nur noch etwa 50 Schuss Munition für mein MG, das war für ein MG 42 mit 25 Schuss pro Sekunde überhaupt nichts, sonst war keine Munition mehr vorhanden. Angesichts der Gefährlichkeit der Lage war meine nun folgende Reaktion vermutlich reinem Überlebenswillen entsprungen - ich ging zum Kommandeur und behauptete, dass mein MG funktionsunfähig sei, weil beim vorhergehenden Beschuss des Wohnhauses die Zuführkralle für die Patronen gebrochen sei. Ich spekulierte darauf, dass der Mann sich mit dem MG nicht auskannte. Seine Frage, ob in der Ersatztasche nicht eine Ersatzkralle vorhanden sei, verneinte ich. Beide Behauptungen waren falsch, jemand hätte nur ausprobieren müssen, ob das MG schießt, und ich wäre ertappt worden. Aber meine Rechnung ging auf und er befahl mir, zurück zur Hauptstellung zu gehen und Ersatzteile und Munition zu besorgen. Ich machte mich auf den Weg, bis zum nächsten Ort waren es mindestens drei Kilometer, den Kirchturm konnte ich schon sehen. Es war ein völlig ebenes, freies Gelände, Felder oder Wiesen. Als ich den Großteil des Weges geschafft hatte, setzte plötzlich Artilleriebeschuss seitens der Russen ein. Mehrere Granaten explodierten in meiner Nähe und ich spürte einen harten Schlag an der rechten Hand und an der rechten Seite des Halses, ich trug das MG auf dieser Schulter, ließ es aber sofort auf den Boden fallen. Dann sah ich, dass der Deckel des MG zerschlagen war und erst jetzt bemerkte ich ein warmes Gefühl am Hals und an der Hand und ich sah, dass die rechte Hand voll Blut war, auch am Hals lief das Blut herunter. Das MG war durch einen ziemlich großen Splitter unbrauchbar geworden, der aber meinen Hals getroffen hätte, wenn ich das MG nicht auf der Schulter getragen hätte und das wäre mit hoher Wahrscheinlichkeit mein Tod gewesen. Das MG, das ich solange mit mir herumschleppte, rettete mir auf diese merkwür-

dige Weise das Leben. Ich rannte, so schnell ich konnte, kam zu einem Schützengraben und sprang hinein. Dort saß ein Soldat mit seinem Gewehr, er verband mir mit meinen Verbandspäckchen die Hand und den Hals und sagte zu mir:

»Du hast es gut, du kommst erst einmal in ein Lazarett und dann ist der Krieg vorbei. Hau ab zum nächsten Verbandspatz, der ist im Ort.«

Ich lief los, am Verbandspatz angekommen sagte ein Sanitäter zu mir, ich sollte gleich zum nächsten Lazarett gehen, das sechs bis acht Kilometer entfernt wäre. Mein Verband wäre gut und es wäre Unsinn, ihn jetzt zu wechseln und ich konnte etwas essen und trinken. Ich machte mich auf den Weg, als Ausrüstung besaß ich nur noch eine Pistole 08 sowie Gasmasken, Brotbeutel und Feldflasche. Nach längerem Suchen fand ich den Ort und das Lazarett. Mir wurde das obere Bett eines Doppelbettes in einem Schlafraum zugewiesen, die Behandlung sollte am nächsten Morgen erfolgen. Ich hatte höchstens drei, vier Stunden geschlafen, als wir alle geweckt wurden. Die Russen seien durchgebrochen und könnten am Morgen hier sein, sagte man uns. Alle, die laufen konnten, wären auf sich selbst angewiesen und sollten flüchten. Der Sanitäter sagte mir noch, dass unweit ein Tross der Artillerie läge und ich sollte probieren, von einem Pferdewagen mitgenommen zu werden. Ich ging mitten in der Nacht los, um diesen Tross zu suchen, fand ihn auch sehr schnell, ein großer Teil war schon unterwegs. Ich sah einen ganz normalen Leiterwagen mit zwei Pferden, wie ihn auch die Bauern hatten. Ich fragte den Kutscher, ob er mich mitnähme, er antwortete mir, ich sollte mich auf den Wagen legen. Ich schlief trotz des Rumpelns schnell ein, erwachte aber im Morgengrauen wieder, weil ich fror. Jetzt sah ich, dass die Straße voller Flüchtlinge war, die mit ihrem

Hab und Gut auf der Flucht vor den Russen waren. Sie hatten ihre Gefährte - vom Pferdewagen über Handwagen, Schubkarren und Kinderwagen - voll gepackt und quälten sich über die Straße. Dabei wurden sie immer wieder von den Motorfahrzeugen der Wehrmacht zur Seite gedrängt - es war ein Bild des Jammers und Elends. Die Straße war völlig verstopft, Armeefahrzeuge und Flüchtlinge mit ihrem spärlichen Hab und Gut versuchten vorwärts zu kommen. Mein Kutscher fuhr mit seinem Wagen seitlich der Straße und so kamen wir gut voran.

Ich sprang vom Wagen, um mich etwas warm zu laufen und ging auf der linken Seite neben den Pferden. Der Kutscher war aus Schwaben und fing an, von seinem kleinen Bauernhof, von seiner Frau und den drei Kindern zu erzählen, allerdings verstand ich ihn wegen seines schwäbischen Dialekts nur schlecht. Wir bogen, den anderen Wagen des Trosses folgend, von der Straße in einen schmaleren Feldweg ab. Ich sollte nun auf der rechten Seite des Wagens gehen, um notfalls von dieser Seite ins Zaumzeug greifen zu können, falls die Pferde scheuten. Der Weg fiel langsam ab, und ich sah, dass vor uns eine Schlucht lag. Rechts und links des Weges waren Hügel, so um die fünfzig Meter hoch und wenig bewaldet, auf der anderen Seite ging es einen Berg hinauf und wieder aus der Schlucht heraus. Nach einigen Minuten hörte ich einen furchtbaren Knall und plötzlich war von den Pferden nur noch ein Fleischberg übrig, der Kutscher war nicht mehr da. Meine Uniform war voller Blut und kleinen Fleischstücken, im Gesicht spürte ich ebenfalls das warme Blut. Ich wusste nicht, ob ich verwundet war, ich spürte jedenfalls keine Schmerzen und rannte, ohne auf das feindliche Feuer zu achten, schreiend durch die Schlucht den Berg wieder hinauf und wurde

dort in den Beiwagen eines Kettenkrads⁷ gezerrt, das in hohem Tempo nach oben zur Straße fuhr. Dort war kein Beschuss durch die Russen mehr, wir waren durch den Wald gedeckt. Oben angekommen wurde ich in ein Sturmgeschütz gelegt. Wahrscheinlich führte das Pferdeblut an mir zu der Annahme, dass ich schwer verwundet sei. Dieses Fahrzeug brachte mich bis zu einem größeren Ort zu einem Sammelplatz für Verwundete. Ich glaube mich zu erinnern, dass es Neustadt in Oberschlesien, das jetzige Prudnik, an der tschechischen Grenze war. Es waren schon viele Verwundete dort, man sagte uns, dass der nächste Transport in einer Stunde weggeht und wir sollten warten, bis wir abgeholt wurden. Schließlich kamen ein paar Pferdewagen, die uns zu einem Hilfslazarett transportierten, das vorher offensichtlich eine Schule war. Hier konnte ich baden, was die erste richtige Körperreinigung in einer Wanne mit warmem Wasser seit unserem ersten Einsatz um den 26. Januar war - mittlerweile war es Mitte März! Wir konnten uns während der gesamten Zeit nicht wirklich waschen. Als noch Schnee lag, haben wir uns manchmal das Gesicht mit Schnee abgerieben und die Hände gesäubert, an Körperpflege und Zähneputzen war ansonsten überhaupt nicht zu denken. Bis auf die paar Tage auf dem Bauernhof haben wir auch nie unsere Sachen ausgezogen, frische Unterwäsche haben wir nicht bekommen. Ich kann mir das jetzt nicht mehr vorstellen, wir müssen alle ziemlich übel gerochen haben. Ich kann mich auch nicht mehr daran erinnern, wie und wo wir unsere Notdurft verrichtet haben, ich denke, das habe ich im Lauf der Jahre verdrängt.

Nach dem Bad im Hilfslazarett fühlte ich mich endlich wieder sau-

7: Kettenkraftrad HK 101, Wehrmachtsbezeichnung Sonderkraftfahrzeug 2, von NSU entwickeltes und bis 1948 oder 1949 gebautes Halbkettenfahrzeug mit motorradähnlichem Vorderbau.

ber. Ich wurde neu verbunden, erhielt eine saubere Uniform und wurde mit anderen Verwundeten mit einem Zug im Güterwaggon in ein Lazarett in Ostrau (Ostrava) gebracht. Dort blieb ich nur zwei Tage, richtiger zwei Nächte und einen Tag. Nach der Untersuchung wurde ich nach Brünn (Brno) in eine Genesungskompanie am Rande der Festung Spielberg verlegt.⁸ Meine Wunde an der rechten Hand heilte nur langsam und die Halswunde war vereitert. Nachts spürte ich im rechten Unterarm ein starkes Stechen, wenn ich meinen Kopf darauf legte. Als ich dies dem Arzt sagte, stellte er fest, dass ich im rechten Unterarm einen Splitter hatte, der offenbar hinter dem Handgelenk eingedrungen war. Dort befand sich eine kleine Wunde. Am nächsten Tag operierte er mir diesen Splitter heraus, er hatte etwa die Größe eines Fünfpfennigstückes. Wir hatten ein sehr ruhiges Leben in der Genesungskompanie, wir konnten den ganzen Tag tun, was wir wollten. Anfang April begann die Verlegung, weil die Russen bereits in der Nähe sein sollten. Wir wurden wieder in Güterwagen verladen und fuhren angeblich in Richtung Karlsbad. Dort sollten sich viele Lazarette befinden und ich hoffte, dass ich dann vielleicht Urlaub bekäme. Aber vor Karlsbad war die Fahrt zu Ende und jeder, der laufen konnte, musste nun selbst sehen, wie er weiterkam. In dem Lazarett war ein großes Durcheinander, irgendwie bekamen ich und ein anderer Kamerad, mit dem ich mich angefreundet hatte, einen Marschbefehl zum Lazarett nach Regensburg. Eigentlich wollte ich versuchen, einen Urlaubsschein zu bekommen, aber man sagte, dass die Russen bereits bei Dresden wären, und die

8: Die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als mittelalterliche Burg angelegte Festung Špilberk (Spielberg) in Brno (Brünn) in Tschechien war Festung, Kaserne und Gefängnis. Während des Zweiten Weltkriegs diente die Festung der deutschen Wehrmacht als Kaserne, ihre Kasematten aber auch der Gestapo als berüchtigtes Gefängnis.

Chance, nach Mitteleuropa zu kommen, sehr gering wäre. Außerdem war Dresden durch die Amerikaner und Engländer bombardiert und völlig zerstört worden, erst viel später erfuhr ich das ganze Ausmaß dieser Tragödie.

Wir deckten uns also mit Verpflegung ein, übernachteten noch irgendwo im Lazarett und versuchten am nächsten Morgen, einen Zug zu erreichen. Die Züge fuhren nicht mehr regelmäßig, sie wurden auch sehr oft von amerikanischen Tieffliegern angegriffen. Wenn der Zug auf offener Strecke stehenblieb, war das ein Zeichen für einen Tieffliegerangriff. Alle stürmten aus dem Zug und die Flieger schossen nun auf die flüchtenden Menschen. Man musste sofort versuchen, irgendwie Deckung zu finden. Uns ging es mit unserem Zug, den wir mit Mühe und viel Drängeln erreicht hatten, auch so - der Zug war nun zerstört und wir mussten einmal mehr sehen, wie wir weiterkamen. Was nun folgte, war ein abenteuerliches Unternehmen, zum Teil liefen wir, zum Teil wurden wir von Fahrzeugen unter der Bedingung mitgenommen, dass wir als Luftbeobachter fungierten. Dazu mussten wir uns auf die vorderen Kotflügel des LKW setzen und sofort warnen, wenn ein Tiefflieger zu erkennen war. Das war nicht bequem, aber besser und schneller als die Variante zu Fuß. Irgendwo auf einer Wiese lagerten Flüchtlinge und plötzlich rief jemand meinen Vornamen. Dort saß die Frau, in deren Gehöft wir bei Ohlau Stellung bezogen hatten, mit ihrer Tochter und sie fragten mich, wohin ich wolle.

»Nach Regensburg zum Lazarett« antwortete ich.

»Wir versuchen auch nach Bayern zu kommen, wir haben dort Verwandte. Außerdem sind dort bald die Amerikaner, dann ist der Krieg für uns vorbei« sagte die Frau zu mir.

Es war schon seltsam, in diesem Chaos Bekannte zu treffen.

In Regensburg angekommen, meldete ich mich im Lazarett. Auch dort war der Teufel los, in der Nacht vorher hatte ein Luftangriff stattgefunden. Mein rechter Arm war noch verbunden, und ich trug ihn angewinkelt in einem Dreieckstuch, das im Nacken zusammengebunden war. Der Arzt meinte jedoch, dass weder Verband noch Dreieckstuch notwendig seien, dass ich also wieder einsatzfähig bin. Ich bekam einen Marschbefehl nach Prag und sollte mich dort bei einer bestimmten Einheit melden. Mein Freund, mit dem ich seit Karlsbad zusammen war, hatte den gleichen Marschbefehl. Wir liefen zwei oder drei Tage, ehe wir einen Ort fanden, von dem ein Zug nach Prag fuhr. Nachts schliefen wir irgendwo in irgendeinem Unterschlupf. Es war ja April und obgleich am Tage angenehmes Wetter war, wurden die Nächte doch noch recht kalt. Am Tage versuchten wir, eine Verpflegungsstelle zu finden, um etwas zu Essen und Sold zu bekommen. Einmal gingen wir in eine Kaserne der Gebirgsjäger, um zu essen. An der Wache sagte man uns, wir sollen uns sofort in der Bekleidungskammer melden. Dort angekommen, erhielten wir neue Schuhe und einen Rucksack mit Unterwäsche zum Wechseln. Es waren Bergschuhe, die wunderbar passten und sich bequem trugen, weil sie mit sehr weichem Leder gefüttert waren, obwohl sie durch ihre Benagelung doch recht schwer waren. Diese Ausrüstung war eigentlich für den Fronteinsatz gedacht und wir sollten einer Panzerabwehreinheit zugeteilt werden, die an die Westfront zur Bekämpfung amerikanischer Panzer aufgestellt werden sollte. Aber wir beschlossen, uns davon zu machen und nach Prag zu fahren.

Wir erreichten endlich einen Zug nach Prag und meldeten uns in der Kaserne des Ersatzbataillons, die nicht ganz einfach zu finden war, es muss etwa um Mitte April gewesen sein. Nach einer Woche wurde ich zu einer Gruppe abkommandiert, die ein Wehrmachts-

Materiallager zu bewachen hatte. Am 2. Mai wurde uns morgens vom Zugführer mitgeteilt, Hitler und Goebbels wären beim Kampf um Berlin gefallen und hätten den »Heldentod« gefunden. Wir wollten nicht glauben, dass Hitler tot war, es gingen viele Gerüchte herum und man erfuhr nichts Genaueres. Ich blieb in diesem Lager bis zum 2. Mai, dann wurde ich in die Kaserne zurückgeschickt, ich kann mich genau daran erinnern, dass ich mit der Straßenbahn durch Prag fuhr. In der Kaserne wurden wir zu einer Einheit zusammengestellt, die sich aus Soldaten mit unterschiedlicher Ausbildung zusammensetzte, also zum Beispiel mit Ausbildung am Granatwerfer, an Panzerabwehrinrichtungen oder am schweren Maschinengewehr. Es gab das Gerücht, dass sich die Amerikaner und Engländer mit dem Rest der Wehrmacht vereinen und gemeinsam gegen die Russen kämpfen wollten, wir sollten tschechische Soldaten ausbilden. Am Abend des 4. Mai erhielten wir den Marschbefehl nach Schlan (Slany), am Vormittag des 5. Mai begann der Prager Aufstand.

In Schlan wurden wir in einen Gebäudekomplex eingewiesen, der mit einem hohen Zaun umgeben war. Neben der Wache stand quer zur Straße ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, das offensichtlich ein Verwaltungsgebäude mit Unterkünften für die Offiziere war. Rechtwinklig davon entlang der Straße standen zwei dreigeschossige, langgestreckte Gebäude von je etwa fünfzig Meter Länge, es waren reine Lagerhallen. Gegenüber dieser Gebäude befand sich ein großer Platz mit Splitterschutzgräben. Dann kam wieder, parallel zu den Lagerhallen, ein langgestreckter, eingeschossiger Gebäudekomplex mit Kammer, Küche, Speisesaal, den Unterkünften für die Stammbesatzung, den Toilettenanlagen und den Waschanlagen. Wir wurden in das obere Geschoss einer Lagerhalle eingewiesen. Es war ein großer, völlig leerer Raum - keine Betten, keine Tische und Stüh-

le, keine Schränke. Wir nahmen im Lager Matratzen in Empfang und schiefen auf dem Boden. Die Verpflegung früh und abends bestand aus Brot und Wurst oder Fleisch aus Konserven, die wir uns kistenweise aus dem Lager holten. Mittags gab es warmes Essen aus der Küche, auch aus Konserven zubereitet, meist mit Kartoffeln oder Reis. Dazu eine Dose Kompott. Wenn uns beim Frühstück oder Abendessen die Fleischkonserven in der Kiste nicht gefielen, warfen wir sie einfach aus dem Fenster auf die Straße, wo sie von den Zivilisten aufgesammelt wurden. Dienst hatten wir überhaupt nicht. Am 7. Mai befahl der Stabszahlmeister, dem das Lager unterstand, jedem Soldaten zusätzlich aus den Beständen 200 Zigaretten auszugeben und in den Splittergräben Kisten mit Konserven einzulagern. Sie sollten für den Fall einer Internierung als Reserven dienen. Dafür wurde er telefonisch umgehend zum Soldaten degradiert.

Am Morgen des 10. Mai ließ uns der Kommandeur zum Appell antreten und wir erfuhren, dass Deutschland bedingungslos kapituliert hat. Er sagte uns, dass wir am Abend geschlossen in die Heimat marschieren würden. Wir hatten keine Waffen, es gab nur ein paar Panzerfäuste. Draußen an der anderen Straßenseite hatten tschechische Zivilisten mit einer roten Armbinde ein schweres Maschinengewehr aufgebaut. Deshalb sollte ein leichter Panzer der Wlassow-Armee kommen und uns beim Abmarsch beschützen. Am Abend des 10. Mai gegen 20:00 Uhr traten wir auf dem Hof an und warteten auf den Panzer, die wenigen Panzerfäuste wurden verteilt. Dann kam der Wlassow-Panzer⁹ zum Tor herein, richtete das Rohr

9: Wlassow-Armee: »Russische Befreiungsarmee« (ROA), ein russischer Freiwilligenverband, der im Zweiten Weltkrieg vom 10.11.1944 bis 06.05.1945 auf deutscher Seite in Wehrmachts- und SS-Verbänden kämpfte. Die ROA wurde nach ihrem ersten Kommandeur auch Wlassow-Armee genannt. In der Hoffnung, von den Westalliierten nicht in die UdSSR repa-

auf uns und begann zu schießen. Eine Panzerfaust beendete den »Schutz« durch den Panzer. Wir verließen die Kaserne durch das rückwärtige Tor und marschierten ohne größere Zwischenfälle los, was hieß, wenn wir von den Tschechen beschossen wurden, schossen wir mit unseren restlichen Panzerfäusten zurück. Wir marschierten die ganze Nacht. Der nächste Morgen war sehr schön, die Sonne schien und wärmte uns nach der kalten Nacht. Wir marschierten auf einer Straße, sie führte schnurgerade hinunter in ein kleines Tal und gegenüber wieder einen Berg hinauf und alles lag in einem herrlichen Sonnenschein. Plötzlich sahen wir auf dem gegenüberliegenden Berg in etwa zwei Kilometer Entfernung auf der Straße Soldaten und von kleinen, struppigen Pferden gezogene Wagen auftauchen, ich konnte sie deutlich erkennen und noch heute habe ich dieses Bild vor meinen Augen. Wir wussten sofort, es waren Russen. Einige von uns verschwanden rechts und links. Aber das hatte keinen Sinn, denn die Russen waren sicher bald überall. Als sich der Kommandeur sicher war, dass es sich wirklich um Soldaten der Roten Armee handelte, legten die Offiziere, sofern sie noch welche hatten, alle Waffen ab und die restlichen Panzerfäuste wurden eingesammelt. Als wir mit den Russen zusammentrafen, hielten wir an. Die sowjetischen Soldaten übernahmen unsere Waffen, durchsuchten uns und ließen uns dann in Begleitung von acht Posten mit Maschinenpistolen weitermarschieren. Als es dunkel wurde, wurden wir in die Scheune eines verlassenen Bauernhofes gesperrt und konnten dort schlafen.

[...]

triiert zu werden, wechselte die ROA unter General Sergei Kusmitsch Bunjatschenko ab 06.05.1945 die Seiten und kämpfte beim Prager Aufstand gegen die Reste der deutschen Besatzungstruppen.

Wir blieben in diesem Lager etwa drei Wochen, manchmal bekamen wir eine dünne Suppe und etwas Brot, das heißt, wenn man Glück hatte und es noch nicht alle war. Ich hatte noch über 200 Zigaretten und konnte sie ab und zu gegen etwas Brot eintauschen. Waschen war nicht möglich, ich hatte mich das letzte Mal in Schlan am 9. Mai waschen können und es war ja immerhin schon Ende Mai. Die Notdurft wurde auf einer Latrine im Hof verrichtet, in die Toiletten im Gebäude ließ uns die dortige Stammbesatzung nicht hinein. Wir, die wir im Freien auf dem Hof übernachteten mussten, waren sozusagen die »Asozialen« unter den Kriegsgefangenen in diesem Lager. Das galt ebenfalls für Körperpflege und Verpflegung. Ende Mai begann der Abmarsch, wohin wussten wir nicht. Wir marschierten auf der Straße durch Dörfer und Wälder, vorbei an Feldern und Wiesen und immer begleitet von den Beschimpfungen und Verwünschungen der Tschechen am Straßenrand. Einige spuckten uns an oder warfen mit Steinen nach uns. Dann griffen allerdings immer die russischen Wachposten ein. Dann kamen wir in Gegenden, wo nur Frauen, meist ältere, am Straßenrand standen, und uns mitleidig und mit Tränen in den Augen anschauten. Wir wussten nun, dass wir in Deutschland waren. Übernachtet wurde streng bewacht im Freien. Am Nachmittag des dritten Marschtages kamen wir an unserem Ziel an - es war Dresden, der Stadtteil Reick. Wir wurden auf dem Gelände der ehemaligen Pferde-Rennbahn untergebracht, es waren auch Teile eines Wohngebietes mit einbezogen. Alles war umgeben von einem hohen Stacheldrahtzaun mit Wachtürmen, die von Posten mit Maschinenpistolen besetzt waren. Hier waren viele Gefangene, wie viele haben wir nie erfahren. Am Eingang des Lagers fand wieder das Ritual des Zählens statt, es wurde mehrmals durchgeführt, offenbar stimmte das Ergebnis die ersten Male nicht. Dann

wurden wir »gefilzt«, wir mussten all unsere Sachen vor uns ausbreiten und die Posten entschieden, was wir behalten durften, es war nur das Notwendigste beziehungsweise Erforderliche. Messer waren streng verboten, Bilder zum Beispiel von der Familie waren überflüssig, auch Gabeln waren nicht erforderlich, also verschwand das alles. Es war eine neue Erfahrung. Ich hatte Glück, ich kam mit einer Gruppe in einem Zimmer einer Wohnung unter. Jetzt und hier begann für mich eine neue Leidenszeit, die Zeit der Kriegsgefangenschaft, welche fast die nächsten vier Jahre andauern und erst am 22. April 1949 in Frankfurt an der Oder zu Ende sein sollte.

Die Kriegsgefangenschaft

In diesem Lager in Dresden-Reick war ich wenigstens unter einem Dach untergebracht. Das erging den meisten anders, sie mussten im Freien übernachten. Ich lag mit anderen Gefangenen in einem Wohnhaus, wir teilten uns zu sechst ein etwa fünfzehn Quadratmeter großes Zimmer. Es gab allerdings weder Wasser noch Strom in diesem Haus. Körperpflege war so gut wie nicht möglich, denn ich fand keinen Waschraum oder eine andere Möglichkeit zum Waschen, die Notdurft musste im Freien auf einer stinkenden Latrine verrichtet werden. Die Tagesration an Verpflegung bestand aus einer Suppe, deren Hauptbestandteil Wasser war, und etwa 100 bis 130 Gramm Brot. Manchmal gab es eine Suppe aus Fischmehl, sie war sehr salzig und schmeckte ekelhaft, ich konnte sie nie essen. Das Teilen des Brotes war ein besonderes Ritual. Zwei Gruppen, also zwölf Gefangene, bekamen ein anderthalb Kilogramm schweres Brot und die Herausforderung bestand nun darin, dieses Brot in zwölf gleich große Stücke aufzuteilen. Dazu haben wir eine Waage gebaut, bestehend aus einem Stock als Waagebalken, in der Mitte sowie am rechten und linken Ende waren Fäden angebracht. Das Brot wurde in zwölf möglichst gleiche Teile zerteilt. Einer musste die »Waage« am mittleren Faden hochhalten, so dass sie im Gleichgewicht war. Nun wurde am rechten und linken Faden je ein Brotteil festgebunden und das jeweils schwerere Stück solange verkleinert, bis beide gleich schwer waren. Ein Teil blieb an der Waage und die anderen Brotteile wurden mit diesem verglichen. Es dauerte manchmal zwei Stunden, bis man dann seine Scheibe Brot und mehrere Krumen erhielt, es wurde, jede Krume genießend, wie Schokolade oder Pralinen gegessen.

Ich freundete mich mit einem Gefangenen etwa gleichen Alters

an, er wohnte in der Nähe von Halle, an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Auch mit einem älteren Gefangenen war ich oft zusammen, wir unterhielten uns über alles Mögliche. Er zeigte großes Interesse für meine frühere Arbeit und ich musste ihm viel darüber erzählen. Er war erstaunt darüber, dass ich in meinem Alter schon eine Fachschule abgeschlossen hatte und besonders, dass ich dies im Abendstudium neben meiner Tätigkeit geleistet hatte. In solchen Momenten wurde mir bitter klar, was ich damals aufgab, als ich mich freiwillig meldete und sehnsüchtig auf die Einberufung wartete. Aber ich tröstete mich damit, dass man mich auf jeden Fall einberufen hätte und im Grunde genommen hatte ich ja Glück gehabt, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Er war von Beruf Lehrer, er hatte ein kleines Reiseschachspiel und versuchte, mich die Grundregeln des Schachspiels zu lehren. Wieder verging die Zeit, ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Lager leben musste. Erstaunlicherweise machte ich mir nicht viele Gedanken darüber, wie es nun weitergehen würde. Vielleicht war ich damals einfach zu jung dafür. Außerdem hatte ich keine eigene Familie mit Frau und Kindern wie viele andere, ich hatte zwar meine Eltern und meine Geschwister, an die ich viel dachte. Aber ich hatte nicht die Verantwortung wie ein Familienvater. Mein Bruder Horst war bei der Waffen-SS eingezogen, ich wusste nicht, was mit ihm war. Meine Schwester Gerda war als Krankenschwester in einem Krankenhaus in Danzig gewesen, auch von ihr wusste ich nichts. Inge und Ilse waren ja zu Hause, der Mann von Ilse war auch eingezogen, auch von ihm wusste ich nichts. Aber auch das gehörte wohl zu all dem Chaos des Zusammenbruchs. Ich lebte dahin ohne Zeitgefühl, ohne zu wissen, welcher Wochentag es war und welches Datum wir hatten. Die Uhrzeit konnten wir nur am Stand der Sonne schätzen. Aber im Grunde

brauchten wir das alles nicht wissen, denn wir fühlten uns nur noch als bedeutungslose Masse.

Eines Tages, es muss etwa Ende Juli oder Anfang August gewesen sein, wurden wir zur Untersuchung aufgerufen. Diese bestand darin, dass mehrere Ärzte und Sanitäter unseren körperlichen Zustand und damit die Arbeitsfähigkeit beurteilten. Das Untersuchungsergebnis wurde in Zahlen von 1 bis 4 ausgedrückt. Eine Bewertung mit 1 und 2 bedeutete, dass man uneingeschränkt arbeitsfähig war, 3 und 3b bedeuteten eine bedingte beziehungsweise eingeschränkte Arbeitsfähigkeit und mit der Note 4 galt man als nicht arbeitsfähig. Es gab mal wieder ein Gerücht, das diesmal so lautete, die Gruppen 1 und 2 würden zum Arbeitseinsatz in die Industrie in Mitteldeutschland geschickt. Wir mussten unseren Oberkörper frei machen und mein Freund und ich wurden mit 3b eingestuft. Die Gruppen 1 und 2 mussten sich auf der einen Seite und 3, 3b und 4 auf der anderen Seite in Reihen aufstellen.

Natürlich wollte ich lieber nach Mitteldeutschland als nach Russland, also schmuggelte ich mich auf die Seite der als arbeitsfähig eingestuften Kriegsgefangenen. Freilich hätte ich mich einerseits fragen können, ob es Sinn machte, dass die Russen die Lahmen und Kranken mit nach Russland nähmen und die Arbeitsfähigen ausge-rechnet in dem Land lassen wollten, das ihre Heimat überfallen und zerstört hatte. Andererseits hätte ich mittlerweile wissen können, dass so ziemlich alles, was wir seit dem Beginn unseres Kriegsdienstes erfahren hatten, windige Gerüchte waren, seien es solche über angebliche Wunderwaffen und Einsatzheere oder solche über Hitlers »Heldentod« oder den gemeinsamen Kampf mit den Briten und Amerikanern gegen die Rote Armee. Kurz - es gab keinen vernünftigen Grund, nun auch noch dieses Gerücht zu glauben, dennoch tat

ich es, was sich als verhängnisvoller Irrtum erweisen sollte. Wir Kriegsgefangene der Gruppen 1 und 2, in die ich mich hineingeschuggelt hatte, wurden sofort abgesondert, während die Gruppen 3 und 4 wegtreten konnten. Erst viel später, als ich 1949 nach Hause kam, erfuhr ich, dass dies der erste Schritt nach Russland war und dass die nicht arbeitsfähigen Kriegsgefangenen kurze Zeit später nach Hause entlassen wurden. Mein Freund, der in der ihm zugewiesenen Gruppe geblieben war, hatte meinen Eltern von mir berichtet.

Schon am nächsten Tag marschierten wir zum nahegelegenen Bahnhof Dresden-Reick und wurden in Güterwagen verladen. Als die Fahrt begann, konnten wir mit Entsetzen das Ruinenfeld sehen, das mal Dresden war. Die einst »Elbflorenz« genannte Stadt schien ein einziges Trümmerfeld zu sein. Ich war im März 1944 in Dresden zur Aufnahmeprüfung und ich war damals überrascht, dass Dresden völlig unversehrt und wunderschön war. Ich war völlig erschüttert vom Anblick dieser früher so beeindruckend schönen Stadt. Die Fahrt endete Anfang August in Frankfurt/Oder, wir wurden hier in einem großen Gefangenenlager untergebracht. Das Lager bestand aus einem weitläufig umzäunten Gelände mit zwei oder drei Häusern, in denen die russische Verwaltung und Bewachung untergebracht waren, und einer Vielzahl barackenartiger Unterkünfte für die Gefangenen. Auch hier gab es in den Baracken keine Waschmöglichkeiten, aber es gab zentrale Einrichtungen, die aus einer Wasserleitung mit mehreren Wasserhähnen bestand. Hier konnte man sich notdürftig waschen. Für die Verrichtung der Notdurft gab es wieder Latrinen, die von Bretterwänden umgeben waren. Die Verpflegung war wie in Dresden, jedoch etwas besser. Das Lager bestand aus mehreren Bereichen, von denen ein Bereich nochmals durch hohe

Stacheldrahtzäune vom übrigen Lager getrennt wurde. Man erzählte, dass dort Angehörige der SS und hochrangige Mitglieder der NS-DAP untergebracht wären.

Wieder fand eine Untersuchung statt und ich wurde wieder mit 3b eingestuft, was darauf schließen ließ, dass die Einstufung nicht willkürlich erfolgte, sondern einem bestimmtes System folgte. Mit einem Schein dieser Gesundheitseinstufung in den Stufen 3 und 4 sollte man sich nun in der russischen Verwaltung einen Entlassungsschein abholen können. Allerdings standen vor dem Gebäude riesige Warteschlangen, man musste sich den ganzen Tag anstellen und, um seinen Platz nicht zu verlieren, möglicherweise über Nacht stehen bleiben. Ich war natürlich ein ganz schlaues Bürschchen und dachte mir, ich warte einfach ein zwei, drei Tage, dann stünde da bestimmt keiner mehr und ich bekäme in kürzester Zeit meinen Entlassungsschein. Auch das war ein Fehler und der zweite und entscheidende Schritt nach Russland. Am nächsten Morgen musste ich mit anderen Gefangenen zum Arbeitseinsatz an den Bahnhof, wir mussten Munition aus russischen Zügen umladen, womit mein schöner Plan mit der späteren Abholung des Entlassungsscheines hinfällig war. Ob allerdings alle dort anstehenden Gefangenen wirklich einen Entlassungsschein erhalten hatten, habe ich nie erfahren.

Eines Tages war unsere Baracke von russischen Posten umstellt, wir sollten unsere Sachen holen und wieder draußen antreten. Mir war das nicht geheuer und ich versuchte über die Latrine in einen anderen Teil des Lagers zu entkommen, wurde aber ziemlich unsanft zurückgestoßen. Wir mussten uns anstellen und kamen schließlich an einen Tisch, an dem ein paar russische Offiziere saßen. Dort wurden unsere Personalien - Name, Vorname, Vorname des Vaters, Geburtsjahr und Wohnort - aufgenommen und russisch

in Listen eingetragen, nach der medizinischen Einstufung fragte hier niemand mehr. Dann wurden wir in einen gesonderten Teil des Lagers eingewiesen, der durch einen hohen Zaun vom normalen Lager abgegrenzt war.

Am nächsten Morgen mussten wir antreten und wurden zu einem großen Platz gebracht, der zwar außerhalb des Lagers lag, aber mit Stacheldraht eingezäunt war. Wir warteten zunächst, denn auf dem Platz standen Gefangene, die von russischen Soldaten kontrolliert wurden. Wir bezeichneten diese Kontrollen, die wir schon mehrmals erlebt hatten, als »filzen«. Man musste sein Gepäck und sämtliche Taschen entleeren und sein gesamtes Hab und Gut ausbreiten. Der Kontrolleur machte dann eine Leibesvisitation und eine Kontrolle des leeren Rucksacks. Dann wurden die ausgebreiteten Sachen kontrolliert. Jetzt kam es auf den kontrollierenden Russen an, was man behalten durfte. Messer, Gabeln, spitze Gegenstände und Bücher oder Uhren hatten wir schon lange nicht mehr. Eigentlich bestand der Inhalt meines Rucksacks nur noch aus Kochgeschirr und Löffel sowie einem Paar relativ sauberer Fußlappen. Wir sahen also, wie die anderen »gefilzt« wurden, und es verbreitete sich sehr schnell das Gerücht, dass diese Gefangenen nach Hause entlassen wurden.

Die gerade durchsuchten Gefangenen wurden mit Posten aus dem Gelände geführt und sofort keimte in mir der Verdacht, dass sie sicher nicht nach Hause kommen. Jetzt waren wir an der Reihe zur »Filzung«. Ich hatte nichts, was man mir wegnehmen konnte. Ein Wunder war allerdings, dass das Eiserne Kreuz 2. Klasse, welches sich in meiner linken Brusttasche befand, bisher und auch hier jede Durchsuchung überstanden hatte. Ich hatte es vollständig vergessen und der Russe vermutete in dieser Tasche wahrscheinlich

nichts. Meinem Nachbarn wurden zum Beispiel eine Reihe Bilder von seiner Familie weggenommen, seine Beschwerde darüber wurde mit einem kräftigen Schlag beantwortet. Nach der Filzung marschierten wir zum Güterbahnhof, dort stand ein langer Zug mit geschlossenen Güterwagen bereit. Eine Reihe dieser Waggons waren bereits mit Gefangenen besetzt. Wir wurden den Waggons zugeteilt, die mit 48 Mann belegt wurden. Die großen Waggons wurden mit 90 Mann belegt, wir kletterten in den Waggon, und krachend schloss sich die Schiebetür hinter uns. Wir hörten noch, wie der Sicherheitsriegel geschlossen wurde.

Nun konnten wir das Innere des Wagens inspizieren, der für die nächste Zeit unser Heim sein sollte, und uns dort einrichten. Rechts und links der Schiebetüren waren an den Stirnseiten des Waggons in einer Höhe von etwa anderthalb Metern Liegeflächen in der Art eines Regals aufgebaut, so dass sich insgesamt vier Liegeflächen ergaben. Allerdings hatten offensichtlich die Bretter nicht ausgereicht, so dass zwischen jedem Brett eine etwa fünf bis zehn Zentimeter breite Lücke war. Wir mussten uns so verteilen, dass jeweils vierundzwanzig Mann auf der rechten und linken Seite Platz fanden, je zwölf oben und unten. Ich konnte mir einen Platz oben in der Nähe des kleinen Fensters erkämpfen, das von außen mit Stacheldraht vergittert war. Ich hatte noch einen Mantel, in den ich mich nachts einwickeln konnte. Wir legten uns so hin, dass jeweils sechs Mann mit dem Kopf in Richtung einer Waggonwand lagen. Mit den Beinen mussten wir dann sehen, wie wir zurecht kamen. Schwierig war es, wenn nachts jemand runter wollte. Die Tür auf der anderen Seite war arretiert, ließ aber einen vielleicht zwanzig Zentimeter breiten Spalt offen. Dort war ein viereckiger Kasten mit einer nach außen führenden, schräg abfallenden Rinne aus Brettern angebracht, diese

Vorrichtung war das Klosett. Zum Pinkeln war es ja geeignet, aber der Kot lief schlecht nach außen ab. Das sollte sich aber bald ändern, denn die meisten von uns bekamen schon nach ein, zwei Tagen Durchfall. Später stellten wir noch ein Problem mit dieser Vorrichtung fest - während der Fahrt drückte der Fahrtwind dem Urin als feinen Sprühregen in den Waggon zurück und schon nach kurzer Zeit breitete sich im Waggon ein übler Gestank aus.

Doch zunächst wurde, als wir alle Platz gefunden hatten, die Tür wieder geöffnet und zwei Posten befahlen uns, draußen anzutreten. Wir gingen zum Ende des Zuges, dort standen drei LKW und wir mussten aus ihnen verschiedene Lebensmittel in einen Waggon bringen. Es waren Kartoffeln, Hafer, Graupen und Zucker in Säcken und Brot in Form von Brotscheiben, die nochmals gebacken waren, in Kartons - das war unsere Verpflegung auf der Fahrt ins Ungewisse. Wir sahen nun, dass an unseren Zug auch große, vierachsige, stahlverkleidete Waggons angekoppelt waren, während die Wände unserer kleinen Waggons aus Holz bestanden. In diesen großen Waggons waren etwa 90 Gefangene untergebracht, überwiegend Angehörige der Waffen-SS, wie ich später erfuhr. Als wir den Waggon mit den Lebensmitteln beladen hatten und wir wieder in unserem Waggon sicher untergebracht waren, dauerte es noch ungefähr zwei Stunden, dann ging die Fahrt los.

Auf der Oderbrücke, also der polnischen Grenze, blieb der Zug lange Zeit stehen. Sofort begannen im Waggon die Diskussionen. *Wir fahren nicht nach Russland, der Zug fährt sicher zurück.* Das waren die Optimisten. Die Schwarzseher behaupteten schon die ganze Zeit, dass wir nach Sibirien gebracht würden und nie mehr nach Hause kämen. So gab es auch in der Folgezeit bei jedem Aufenthalt heftige Streitgespräche. Es war schon dunkel, als sich der Zug in Be-

wegung setzte. Wir versuchten, auf den Brettern der Gestelle oder auf dem Boden des Waggons Ruhe zu finden, aber das Rattern der Räder und das Ruckeln und Schaukeln der kaum gefederten Waggons ließ mich nur wenig schlafen. Wir fuhren durch Polen, als der Morgen graute und der Tag begann, wurde unser Zug, sobald er durch Bahnhöfe, Städte und Dörfer fuhr, oft mit Steinen beworfen und wir wurden als Verbrecher, Nazis und Schweine beschimpft. Diese Beschimpfungen und die Wut der Polen habe ich seinerzeit nicht verstanden, damals hatten die meisten von uns, die wir erst gegen Ende des Krieges zum Kriegsdienst eingezogen wurden und das Reichsgebiet im Einsatz gar nicht mehr verließen, keine Vorstellung von den Gräueltaten, die SS, Einsatzgruppen und Wehrmacht in Polen und der Sowjetunion angerichtet hatten. Ähnliches galt für die Konzentrationslager, es hatte zwar in Deutschland während des Krieges Gerüchte gegeben, aber das, was in diesen Gerüchten erzählt wurde, war zu grauenhaft, um uns glaubwürdig zu erscheinen. Wie ich eingangs erwähnte, schrieben wir in der Familie die Vermutungen meiner Mutter, mein Bruder Willi wäre vorsätzlich getötet worden, ihrem Schmerz um den Verlust ihres erstgeborenen Sohnes zu und glaubten nicht, dass so etwas von der Regierung geduldet würde. Die Propaganda der Nazis erwähnte zwar das Bestehen von sogenannten »Arbeitslagern« für angebliche Kriminelle und Verbrecher und wir glaubten, dass sie dort zur Arbeit erzogen würden. Wir wussten nicht, dass dort Juden, Kommunisten und Zeugen Jehovas, Homosexuelle und angeblich »Asoziale« wie die »Edelweißpiraten« eingesperrt wurden - geschweige denn, dass wir von den Vernichtungslagern wussten. Sie alle wurden nur als Verbrecher und Staatsfeinde bezeichnet. Ich sah viermal etwas, das für mich unverständlich war und mir Angst machte - die Verwüstungen der November-

pogrome 1938 in Bitterfeld, der Blick in das Getto in Halle, der Anblick kahlgeschorener Frauen und Männer, die unter starker Bewachung im Bahnhof in Halle in einen Zug verladen wurden. Schließlich sah ich 1945 auf der Fahrt von Regensburg nach Prag im Vorbeifahren eine Gruppe stark bewachter Gefangener neben den Gleisen laufen. Ich wunderte mich damals, warum diese Menschen von SS-Angehörigen bewacht wurden und fragte mich, was diese Leute wohl verbochen haben konnten. Erst viel später ist mir klar geworden, dass es KZ-Häftlinge gewesen sein müssen.

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie lange diese Fahrt durch Polen von Frankfurt nach Brest ging, drei oder vier Tage vielleicht. Die Zeit verging langsam, zweimal mussten wir waggonweise mit allen Sachen heraustreten und wurde gefilzt. Die Posten versuchten noch etwas zu finden, was sie gebrauchen konnten. Sie hatten auch Glück, trotz mehrfacher Filzerei vorher fanden sie noch zwei oder drei Armbanduhren. Etwas ist mir im Nachhinein noch rätselhaft - ich hatte immer noch das Eiserne Kreuz 2. Klasse in meiner linken Brusttasche, das hatten sie nicht gefunden, erst später in einem Lager sah es ein Posten, nahm es mir aber nicht weg. Zweimal am Tag mussten wir unter Bewachung Essen verteilen. Unser Waggon war direkt hinter dem Küchenwaggon. Mittags gab es meist etwas Brei und abends Suppe und Brot. Wir zogen unter Bewachung von Waggon zu Waggon, einer der Posten öffnete die Tür einen Spalt, und wir gaben jeweils eine Kelle in die Kochgeschirre. Die Posten gaben sehr genau Acht, dass keiner zweimal Essen empfangen konnte. Wir hatten den Vorteil, dass wir etwas mehr als die Anderen bekamen und ab und zu gab es auch Zigaretten oder Tabak. Wir erreichten Brest, die Grenzstadt zwischen Polen und Belarus. Auf einem großen Güterbahnhof blieben wir zwei oder drei Tage stehen.

Hier hatte ich das erste Mal seit Beginn meiner Gefangenschaft die Möglichkeit, mich einigermaßen zu waschen, zwar mit weniger Wasser als gewohnt, aber immerhin wurde ich sauber. Gleichzeitig wurden wir entlaust. Ich hatte zwar keine Läuse und bisher auch noch nie gehabt, aber sicher gab es eine Reihe Gefangener, die Läuse hatten und wahrscheinlich sollten sich die deutschen Läuse nicht mit den russischen kreuzen, die wir später oft bekommen sollten. Zumindest wir in unserem Waggon hatten hier in Brest öfter Gelegenheit im Freien zu sein, das war ein großer Vorzug gegenüber den anderen Gefangenen.

Die Waggons wurden auf die breitere, russische Spur umgesetzt und weiter ging die Fahrt ins Ungewisse. Die Stimmung erreichte einen Tiefpunkt. Einige versuchten nach dem Stand der Sonne die Fahrtrichtung abzuschätzen. Das war etwas unsinnig, weil ja keiner eine Uhr hatte, die zur Bestimmung der Himmelsrichtung mit Hilfe der Sonne erforderlich ist und weil sich die Richtung ja öfter änderte. Das Ergebnis solcher Versuche waren Streitigkeiten. Die Fahrt ging etwa zwei Tage mit vielen Unterbrechungen. Plötzlich in einer Nacht hatten wir den Eindruck, dass die Fahrt zurückging. Wir hörten einen Posten rufen:

»Kamerad, Stalin skasat boennoplennie domoi.«, was heißen sollte:

»Stalin sagt, die Kriegsgefangenen kommen noch Hause.«

Sofort war wieder Stimmung im Waggon. Ich konnte mir nicht denken, dass man uns erst tagelang durch Polen und Russland fährt, um uns dann zu sagen, dass wir nach Hause kommen. Die Freude hielt auch nicht lange an, dann bemerkten wir, dass die Fahrt wieder nach Osten und nicht mehr in Richtung Westen ging. Wir merkten das daran, dass die Sonne entgegengesetzt zur Fahrtrichtung

unterging. Langsam näherte sich die Stimmung wieder einem Tief und die Gespräche gingen wieder in Richtung Sibirien, wo wir, wie einige meinten, hinkommen würden. Eigentlich waren diese Streitereien völlig unnütz, denn alles war reine Spekulation. Wir fuhren wieder mehrere Tage, allmählich ging das Zeitgefühl wieder verloren und keiner von uns konnte sagen, wie viele Tage wir bereits unterwegs waren.

Plötzlich in der Nacht, es muss bereits Mitte September gewesen sein, hielt der Zug, die Posten öffneten alle Türen und brüllten:

»Naruschu bistrie! Natschiat dawai, dawei!«

Also raus, schnell. Antreten schnell, schnell! Wir fielen mehr als wir liefen einen Bahndamm hinab auf einen unbefestigten Fahrweg, der ziemlich schlammig und voller Pfützen war. Unten traten wir an, und jetzt begann Zählung - zwei-, drei-, viermal oder noch öfter. Es war immer noch Nacht, als wir uns in Bewegung setzten. Nach einer knappen Stunde, es war noch dunkel, standen wir vor einem Tor. Es war ein großes, mit Stacheldraht umzäuntes Gelände. Jetzt erfolgte die Übergabe an die Posten des Lagers. Also wieder mehrfaches Zählen, bis sich die Russen geeinigt hatten. Dann kamen wir in das Lager und konnten in einer Baracke schlafen. Als es hell wurde sahen wir, dass wir in einem großen Lager angekommen waren. Aber es war nur ein Teil unseres Transportes. Offensichtlich waren nur ein Teil der Waggons entladen worden, der Rest ist wahrscheinlich weitergefahren. Hier begann ein »geregelter« Tagesablauf. Früh gab es eine dünne Suppe, mittags gab es wieder eine dünne Suppe, dazu zwei Esslöffel Brei, Hafer-, Kartoffel- oder Hirsebrei, er wurde als »Kascha« bezeichnet, abends gab es 400 Gramm Brot und einen gestrichenen Löffel Zucker. Diese Verpflegung, also zweimal Suppe, Brei, Brot und Zucker sollte für die nächsten vier Jahre das Standar-

dessen sein. Manchmal mehr, oft weniger, meist schlecht, manchmal besser. In diesem Lager blieb ich bis gegen Ende September, dann kam ich zu einem Kommando, welches zu einem Staatsgut, einem sogenannten »Sowchos« geschickt wurde. Wir kamen dort Ende September oder Anfang Oktober an.

Es war ein kleineres Lager, wir waren insgesamt etwa 40 bis 60 Gefangene. Das Lager bestand aus einem, mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgebenen, Gelände. Vom Tor aus gesehen stand direkt neben dem Tor das kleine Wachgebäude. Im Lager an der linken Seite, in der Nähe des Zaunes, war die nach außen mit Brettern verschlossene Latrine, zum Lager war sie offen. Sie bestand wie üblich aus einer Grube mit einem Balken in Sitzhöhe darüber. Gegenüber dem Tor, hinter dem Appellplatz, stand ein größeres Gebäude, es war teils gemauert, teils aus Holz. Durch eine Tür, die in einen Gang führte, kam man in das Haus. An der linken Seite war ein größerer Raum, etwa zehn mal zehn Meter, in dem wir zum Schlafen untergebracht waren. An der linken Wandseite und an der Stirnseite waren durchgehende, doppelstöckige Pritschen aufgestellt mit etwa zwei Meter Tiefe. Vor dem Pritschenblock an der Stirnseite befand sich noch ein Block von etwa sechs Meter Länge. Er schloss rechts an die rechte Wand des Raumes an. Wir hatten jeder einen Schlafplatz von etwa 80 bis 90 Zentimeter Breite, wir mussten uns einen Strohsack als Matratze stopfen, dann erhielten wir noch eine Decke, außerdem hatte ich noch meinen Armeemantel.

In der rechten Ecke unseres Schlafsaales stand ein hoher, gemauerter Ofen, eine Art Kachelofen, den wir im Winter heizen konnten. An der rechten Seite des Einganges war ein abgetrennter Raum, etwa vier mal vier Meter, es war der Raum des deutschen Lageko-

mandanten und des Antifa.¹⁰ Ein zu unserem Raum offener, schmaler Raum, etwa zwei mal fünf Meter groß, diente als Waschaum. In diesem Raum war an der rechten Wandseite eine etwa fünf Meter lange muldenartige Rinne, die einer großen Dachrinne ähnelte, in einer Höhe von etwa anderthalb Meter angebracht. In dieser Mulde waren in Abständen von dreißig Zentimeter Löcher mit Verschlussbolzen angebracht. Zum Waschen wurde Wasser in die Mulde gefüllt, man musste nun mit der Hand den Verschlussbolzen nach oben drücken, dann kam etwas Wasser heraus. Wenn man die Hand wegnahm, war der Ausfluss wieder verschlossen. Damit war eine richtige Körperpflege natürlich nicht möglich. Eine gleichartige Vorrichtung der Wasserentnahme zum Waschen der Hände habe ich später in den russischen Flugzeugen und Zügen kennengelernt.

Die hygienischen Bedingungen und Möglichkeiten der Körperpflege waren in allen Lagern während der gesamten vier Jahre meiner Gefangenschaft mehr oder weniger schlecht. An solchen Luxus wie Zahnputzen war überhaupt nicht zu denken, es gab weder Zahnbürsten noch Zahnputzmittel. Eine zahnärztliche Behandlung war erst im Lager in Kolomna 1948/49 möglich, die Haare wurden in regelmäßigen Abständen kahlgeschoren. In diesem Lager in der Nähe

10: Antifa, hier »Nationalkomitee Freies Deutschland«: Zusammenschluss von kriegsgefangenen, deutschen Soldaten und Offizieren und kommunistischen, deutschen Emigranten in der Sowjetunion zum Kampf gegen den Nationalsozialismus. Bildung der ersten Offiziersgruppe unter Hauptmann Ernst Hadermann April 1942 im Kriegsgefangenenlager Jelabuga, am 31. Mai 1942 fand die erste antifaschistische Offizierskonferenz statt. Zwei Monate später erfolgten die Gründung des »Bundes Deutscher Offiziere« (BDO) unter General der Artillerie Walther von Seydlitz, kurz danach der Anschluss des BDO an das Nationalkomitee.

von Rjasan¹¹ hatte ich zweimal die Möglichkeit, in die Sauna zu gehen und mich gründlich zu reinigen, allerdings ohne Seife. Neben dem Waschraum lag ein etwa vier mal fünf Meter großer, abgeschlossener Raum, der eine Tür zu unserem Schlafsaal hatte. Es war der Saniraum, in dem bis zu acht Kranke untergebracht werden konnten. Vom Eingangstor des Lagers aus gesehen an der rechten Seite des Gebäudes schloss sich ein kleiner Flachbau an, das war die Küche. An der linken Seite ging eine Treppe auf das Dachgeschoss, dort befanden sich ein größerer Vorraum und eine Kammer, in der kleine und behelfsmäßige Reparaturen an Kleidung und Schuhen von einem Gefangenen durchgeführt werden konnten.

Der Sowchos war eine Obstplantage. Ich habe dort drei große Plantagen gesehen, die hintereinander lagen und von einem dicht mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Streifen als Windschutz umschlossen wurden. In der Mitte ging ein breiter Fahrweg durch die drei Plantagen. Jeweils links und rechts von dem Weg standen zehn Reihen Apfelbäume mit je etwa zwanzig Bäumen in einem Abstand von etwa fünf Meter von Baum zu Baum. Jede Baumreihe war etwa fünf Meter breit, der Boden war mit Gras bewachsen, jedoch war jeder Baum von einem bearbeiteten Rondell von zweieinhalb Meter Durchmesser umschlossen, der sogenannten Baumscheibe. Zwischen den Baumreihen war jeweils ein acht bis zehn Meter breites Feld. Ein Teil dieser Felder war noch mit Kartoffeln bestellt. Obst war nicht mehr vorhanden, ich habe weder auf den Bäumen noch irgendwo anders je einen Apfel gesehen. Ein Teil der Felder war abgeerntet, es lagen große Haufen Erbsen- und Linsenstroh dort. Wir haben ein paar Tage beim Dreschen geholfen. Die Obstbäume wa-

11: Rjasan: Russische Stadt 200 km südöstlich von Moskau am Fluss Oka, Hauptstadt der Oblast Rjasan, 515.900 Einwohner (2005).

ren etwa zwischen zehn und fünfzehn Jahren alt und machten einen überraschend gepflegten Eindruck. Die ältesten Bäume standen im ersten, die jüngsten im dritten Feld, außerdem war noch ein großer Garten mit ganz jungen Bäumen vorhanden, er machte den Eindruck einer Baumschule. Der Sowchos hatte noch große Felder mit Getreide, ebenfalls schon abgeerntet, ein großes Feld mit Sonnenblumen, die mehr als mannshoch waren und einen großen Gemüsegarten, der zum größten Teil mit Weißkraut, aber auch mit Möhren und Kräutern bestellt war.

Verstreut standen Wohnhäuser, alles Blockhäuser, an zentraler Stelle, nicht weit vom Lager entfernt, standen die Bäckerei, das Verwaltungsgebäude und das Bad mit Sauna, welches von den Russen als Banja bezeichnet wurde. Es gab auch noch Viehställe und Lager-schuppen. Unsere Arbeit begann mit Erntearbeiten im Gemüsegarten, Hilfsarbeiten beim Dreschen von Linsen und Erbsen und dem Bearbeiten der Baumscheiben. Dann begann die Kartoffelernte. Wir mussten immer zu zweit eine Reihe bearbeiten, sie hatte eine Länge von ungefähr 100 Metern. Wir erhielten einen primitiven Spaten und einen Korb. Einer grub die Pflanze aus, der andere sammelte die Kartoffeln ein. Bewacht wurden wir von einem ganz jungen Wachposten, sein Gewehr war so groß wie er selbst. Er lief immer von einem Ende zum anderen und zählte uns, meistens stimmte die Anzahl nicht, und jedes Mal kam er zu mir, weil ich die äußerste Reihe hatte, und sagte:

»Kamerad, wo Kamerad?«

Ich wusste das natürlich nicht, meist hatte er sich auch verzählt. Ich sagte immer:

»Ich weiß es nicht.«

Mit der Zeit wurde mir das aber zu viel, und ich antwortete:

»Ich weiß es doch auch nicht, lass mich doch in Ruhe.«

Das hatte aber keine Wirkung und einmal rief ich verzweifelt:

»Ich weiß es doch wirklich nicht, lass mich doch endlich in Ruhe, du Idiot.«

Er fing sofort an mich laut zu beschimpfen und mit dem Gewehr herumzufuchteln, erst verstand ich nicht warum, aber dann fiel mir ein, das dieses Wort im Russischen ebenso so hieß und die gleiche Bedeutung hatte. Aber danach hatte ich wirklich meine Ruhe.

Die Kartoffelernte ging den Russen zu langsam, am dritten Tag kamen russische Frauen dazu. Zu jedem Deutschen eine Russin. Sie nahm den Spaten, riss aber den Kartoffelstrauch mit den Händen heraus, ich musste die drei oder vier Kartoffeln am Strauch einsammeln, dann grub sie zwischen den Kartoffelstauden ein Loch. Das ging nun alles sehr schnell, jedoch mit dem Ergebnis, dass viel weniger Kartoffeln geerntet wurden. Die eingesammelten Kartoffeln wurden am Wegrand auf Haufen geschüttet, der größte Teil von ihnen lag im nächsten Jahr im Frühjahr noch dort, selbstverständlich völlig unbrauchbar. Während der Kartoffelernte versuchten wir, abends ein oder zwei Kartoffeln mit in das Lager zu nehmen. In die heiße dünne Suppe gerieben ergab das einen dicken Brei, schmeckte aber nach rohen Kartoffeln. Wir wurden deshalb am Lagertor immer gefilzt. Einige beherrschten das Verstecken so perfekt, dass sie nie erwischt wurden. Sie machten das ganz einfach. Sie nahmen zwei, nicht allzu große Kartoffeln und hielten je eine in der Hand so, dass sie vom Handrücken verdeckt und nur nach einer Seite sichtbar war. Kam der Posten von vorn, waren der Handrücken nach vorn und die Kartoffel von hinten sichtbar. Ging der Posten nach hinten, wurde die Hand blitzschnell umgedreht und der Handrücken zeigte nach hinten. Bei einer solchen Kontrolle griff der Posten auch in

meine linke Brusttasche, dort fand er das Eiserne Kreuz 2. Klasse, was an einem langen schwarz-weiß-rotem Band hing. Das Band war ziemlich lang, normalerweise trug man nur ein Stück Band im Knopfloch. Er steckte es wortlos zurück. Mir war aber nicht ganz wohl in meiner Haut. Als wir im Lager waren habe ich es schnell in die Latrine geworfen. Das war wahrscheinlich mein Glück, an diesem Abend wurden wir und all unsere Sachen im Raum gründlich durchsucht. Einer fragte den deutschen Lagerkommandanten, was die Russen noch finden wollten, wir seien doch schon ein paar dutzend Mal gefilzt worden. Er sagte:

»Da soll noch jemand dabei sein, der ein Ritterkreuz versteckt hat.«

Also hatte mich meine Vorahnung nicht getäuscht. Nach zwei Stunden war die Filzung vorbei.

Anfang November begann es kalt zu werden. Ich besaß noch meine Bergschuhe, die ich auf dem Weg von Regensburg nach Prag in einer Kaserne erhalten hatte. Sie waren innen mit weichem Leder gepolstert, das war bequem und hielt warm. Jetzt war ich froh, dass ich diese Schuhe noch besaß. Im Sommer waren sie mir immer etwas schwer gewesen. Die Erntearbeiten waren zu Ende. Jetzt mussten wir die Stämme der Obstbäume einbinden. Vor dem Obstgarten war ein Feld mit Sträuchern angelegt. Es waren schnell wachsende, rohrartige Pflanzen, etwa 80 Zentimeter hoch. Wir mussten sie abbrechen und dann als Schutz dicht um die Stämme der Obstbäume binden. Sie sollten die Bäume im Winter vor dem Fraß durch Hasen und Mäuse schützen. Diese Arbeit ging bis Mitte Dezember, es lag bereits hoher Schnee. Die nächste Beschäftigung für uns war, unter den Obstbäumen den Schnee fest treten. Dazu ging jeder an einen Baum und trat von innen beginnend den Schnee auf einer kreisfö-

migen Fläche von zweieinhalb Meter Durchmesser fest. Diese Arbeit wurde vorwiegend dann gemacht, wenn der Schnee feucht war. Wir fanden diese Arbeit damals unsinnig und machten uns oft darüber lustig oder verfluchten sie. Aber es hatte schon seine Berechtigung, den erstens kamen die Mäuse nicht von unten durch den festgefrorenen Schnee und zweitens taute der feste Schnee im Frühjahr nicht so schnell auf und die Bäume hatten länger Wasser. Wenn kein neuer Schnee gefallen war, mussten wir in breiter Reihe durch die Obstgärten laufen und dabei laut rufen, dadurch sollten die Hasen oder anderes Wild vertrieben werden. Ich habe jedoch nie einen Hasen oder anderes Wild gesehen.

[...]

In unserem Lager starben in der Zeit, als ich dort war, also von Ende September 1945 bis März 1946, etwa zehn Gefangene. Obgleich wir alle in einem Raum lagen, sah ich davon nur einmal etwas. Als wir draußen antreten sollten, blieb einer auf seinem Strohsack liegen, als ob er weiterschliefe.

»Eh, aufstehen!« rief einer und schubste ihn.

Der Mann rührte sich nicht, er wurde nochmals geschüttelt, aber er nahm scheinbar keine Notiz davon. Dann merkten wir, dass er bereits kalt war, er war in der Nacht gestorben. Oft sah man schon im Voraus, wenn es bei einem dem Ende zu ging. Es waren meist die schon älteren Männer über 40. Sie hatten schon längere Zeit keinen Lebensmut mehr, sie tauschten ihr Brot bei den Nichtrauchern gegen Tabak und Zigaretten. Es gab für eine 600 Gramm-Brotration drei Zigaretten oder die entsprechende Menge Tabak. Wir erhielten als ehemalige Soldaten pro Tag drei Zigaretten oder drei Gramm Tabak, die Offiziere erhielten zehn Zigaretten.

Das Thema Sterben und nach Hause kommen war oft Gesprächsstoff.

»Die lassen uns hier verrecken, nach Hause kommen wir nie«, sagten die meisten.

Ich war eigentlich immer der Meinung, dass wir eines Tages wieder nach Hause kommen würden. *»Unsere einzige Aufgabe hier ist es, das zu überstehen und einigermaßen gesund zu bleiben. Dann werden wir auch irgendwann unsere Familien wiedersehen.«* Diesen Standpunkt vertrat ich immer und ich handelte danach. Während der fast vier Jahre der Gefangenschaft habe ich nicht ein einziges Mal mein Brot gegen Zigaretten getauscht. Gegen Ende Dezember, ich glaube es war vor Weihnachten, konnten wir unsere erste Karte nach Hause schreiben. Nur jeder vierte von uns bekam eine Karte, ich war glücklicherweise dabei. Der Bleistift zum Schreiben wurde herurgereicht. Was sollten wir schreiben? Ich glaube ich schrieb damals nur: *»Liebe Eltern, macht Euch keine Sorgen um mich, mir geht es hier recht gut. Viele liebe Grüße Rudi.«*

Ich hasste das morgendliche Antreten bei fünfzehn und mehr Grad Kälte und das Warten auf die Abkommandierung zur Arbeit. Am Schlimmsten war es, wenn bei diesen Temperaturen noch Schneesturm war. Auch wenn es nicht schneite, blies der heftige Wind die Eiskörner vom Boden hoch. Die stachen wie Stecknadeln im Gesicht, man musste die Augen zukneifen und konnte so gut wie nichts sehen. An einem solchen Tag im Januar, es war wieder heftiger Wind und bei Temperaturen zwischen Minus fünfzehn bis zwanzig Grad, kippte ich auf dem Appellplatz einfach um. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich ohnmächtig wurde, ob es Schwäche war oder ob ich mich einfach fallen ließ, weil ich die Schnauze voll hatte. Man brachte mich in das Krankenrevier, aber am nächsten Tag wur-

de ich wieder entlassen. Das morgendliche Antreten zur Arbeit im Obstgarten begann von neuem. Als wir abends in das Lager kamen machte ich folgendes: Ich stellte mich mit dem Rücken zum Ofen und hielt ein Tuch an den Ofen, bis es heiß war. Dann steckte ich es eine Zeit lang in die linke Achselhöhle, nahm es wieder heraus, und ging in die Krankenstube zum Fieber messen. Ich hatte natürlich eine recht hohe Temperatur über 39 Grad. Wieder blieb ich in der Krankenstube, dort konnte ich aber nichts manipulieren und war fieberfrei. Also wieder zur Arbeit. Ich wiederholte das Spiel. Ich tat dies damals einfach um zu überleben, ich war wirklich mager und schwach geworden. Ich wusste zwar nicht, ob und wenn ja, was ich damit erreichen könnte, aber das war mir zunächst egal. Hauptsache, ich musste ein oder zwei Tage nicht in die verfluchte Kälte. Nach dem dritten Mal wurde ich zum Sonderkommando »Getreidespeicher Bahnhof« abkommandiert.

Das BahnhofsKommando war ein größeres Kommando mit etwa fünfundzwanzig Gefangenen, vier von uns gingen zum Getreidespeicher, der Rest verrichtete innerhalb des Bahnhofgeländes andere Arbeiten. Wir vier wurden vom »Natschalnik«, was Vorgesetzter, Leiter oder auch Vorarbeiter bedeutet, des Getreidelagers abgeholt und zunächst zu seiner Wohnung gebracht. Dort setzten wir uns an den Tisch und erhielten Brot und Tee als Frühstück. Seine Frau bediente uns, es war eine freundliche, etwa vierzig Jahre alte Frau. Er war etwa fünfundvierzig und ebenfalls freundlich, ich kann mich nicht erinnern, von ihm oder ihr schlecht oder auch nur herablassend behandelt worden zu sein. Eigentlich ging mit uns um wie mit ebenbürtigen Arbeitskräften. Die Getreidelager bestanden aus zwei Lagerhallen aus Holz, je etwa zehn mal zwanzig Meter groß. Sie waren auf Pfählen etwa sechzig Zentimeter über dem Erdboden aufge-

stellt, so konnten von unten weder Feuchtigkeit noch Ungeziefer herankommen. In den Lagerhallen lagerten mehrere Haufen Weizen und Roggen. Wir hatten die Aufgabe, dieses Getreide zu reinigen. Dazu hatten wir ein Gerät, das aus einem horizontalen, leicht geneigten Rohr bestand, welches mit einer Kurbel von Hand gedreht wurde. Das Rohr bestand aus einem feinen Sieb, alles war in einem Gestell integriert. Zwei von uns drehten die Trommel, nicht allzu schnell, und zwei füllten mit der Schaufel in die höhere Seite das Getreide. Beim Drehen fiel der Staub, Schmutz und Unkrautsamen durch das Sieb, und das gereinigte Getreide fiel am unteren Ende sauber aus dem Rohr. Da wir vier waren, konnten wir uns mit der schwereren Arbeit des Drehens der Trommel abwechseln. Wir waren im Getreidespeicher immer allein. Gegen 12:00 Uhr bekamen wir Suppe und ein Stück Brot oder ein paar Löffel Brei, um 16:00 Uhr wurden wir wieder zurückgebracht. Im Lager erhielten wir unser Mittagessen und natürlich am Abend das Brot. In diesem Arbeitskommando blieb ich drei Wochen, ich habe mich dadurch recht gut erholt.

Danach blieb ich bei dem Bahnhofskommando und wurde zunächst eingeteilt, die Asche zwischen den Schienen zu beseitigen. Auf diesem Bahnhof hielten die Güterzüge an, um Wasser und Kohlen für die Dampflokomotive aufzunehmen. Dabei wurde die Feuerung entschlackt, die meist noch glühende Schlacke und Asche fiel zwischen die Schienen. Wir hatten zu zweit eine sogenannte »Nosilki«, eine Trage, die aus zwei Holmen bestand, in der Mitte befand sich eine kastenartige Holzfläche, in die das zu befördernde Gut gefüllt wurde. Jeweils zwei Mann, einer vorn und der andere hinten, trugen dann die Asche auf einen großen Ascheberg, der so warm war, dass sich dort selbst im tiefsten Winter kein Schnee hielt. Da

die Asche meist noch mit Kohleresten durchsetzt war, hielt sich die Glut sehr lange, wir haben uns dort oft aufgewärmt. Wenn man die erkaltete Asche etwas beiseite schürte, fand man an vielen Stellen noch Glut. Die wurde benutzt, um im Kochgeschirrdeckel Weizen zu rösten, den wir entweder aus den Waggons oder aus dem Getreidelager gestohlen hatten. Da das Getreidelager, in dem ich gearbeitet hatte, auf Pfählen über der Erde stand, konnte man darunter kriechen. Im Boden waren, wahrscheinlich von der russischen Bevölkerung gebohrt, an einigen Stellen mit Holzstopfen verschlossene Löcher. Wenn man sie öffnete, rieselte langsam das Getreide heraus. Ich habe das einmal gemacht, eigentlich war es sehr gefährlich, denn man riskierte erwischt zu werden und dann drohte Verurteilung zu langjähriger Strafarbeit in einem Straflager. Ich habe mich immer gefragt, warum niemand von uns erwischt wurde, obgleich das Getreide von uns am Tage geklaut wurde. Der Natschalnik des Getreidelagers hätte das doch mitbekommen müssen, es wäre für ihn eine Kleinigkeit gewesen, sich auf die Lauer zu legen und dort wurde jeden Tag Getreide gestohlen. Ich glaube im Nachhinein, dass er einfach zu gutmütig war und niemand ins Verderben schicken wollte.

Eines Tages, es war sehr kalt und es wehte ein heftiger Wind, mussten wir Schneezäune an der Bahnstrecke, die halb in der Schneewehe steckten, ausgraben und hochsetzen. Ich weiß nur, dass ich plötzlich umkippte und nichts mehr wahrnahm. In einem Bett kam ich zu mir, ich hatte meine Sachen noch an, lediglich die Schuhe waren ausgezogen. Am Bett saß eine Frau zwischen 50 und 60, sie trug ein Kopftuch, und massierte meine Füße mit Wodka. Zuerst war ich verwirrt und dachte, meine Mutter säße vor mir und alles bisher war nur ein böser Traum. Die Frau weinte und als sie

merkte, dass ich wach war, musste ich ein Glas Wodka trinken. Mir war gleich schwindlig davon, aber der ganze Körper wurde sofort warm. Später erfuhr ich, dass mich meine Kameraden in das Haus getragen haben. Vor dem Heimmarsch holten sie mich wieder ab.

Ich blieb weiter bei dem Bahnhofskommando, die Zeit verging, langsam wurden die Temperaturen milder und die Schneeschmelze setzte ein. Im März 1946 wurde ich mit einigen anderen in das Zentrallager zurückgeschickt. Bitter für mich war, dass ich meine guten Schuhe abgeben musste und dafür Holzschuhe bekam. Im Zentrallager bekam ich jedoch wieder Lederschuhe. Ich kam zu einem Arbeitskommando in einen Betrieb, der »Sawod Selmasch« hieß und in Rjasan lag, dort wurden landwirtschaftliche Maschinen hergestellt. Wir waren in einem lagerhallenartigen Gebäude untergebracht. Wenn man zum Tor hineinging waren rechts und links die Waschräume, die Küche, Zimmer für das russische Wachpersonal, ein Zimmer für den russischen Politoffizier und das Krankenrevier untergebracht. Dann kam man in einen großen Raum mit zwei großen, dreistöckigen, zwei Metern tiefen Doppelpritschengestellen, die wie große Lagerregale aussahen, das waren unsere Schlafplätze. In einer Reihe fanden zwanzig Gefangene Platz, jeder hatte einen Platz von etwa siebzig Zentimetern in der Breite und knapp einen Meter Höhe. Ich weiß nicht wie viel Gefangene wir genau waren, aber ich schätze etwa 200. In der rechten Ecke befand sich ein Holzverschlag. Es war der Raum, in dem der deutsche Lagerkommandant und das Antifa untergebracht waren.

In der Nacht konnte ich in der ersten Zeit kaum schlafen. In dem großen Saal war ein einziges Gestöhne und Jammern, manche sprachen im Schlaf mit ihrer Mutter, Frau oder ihren Kindern, andere schrien, fluchten oder knirschten mit den Zähnen im Schlaf. Der

Raum war erfüllt mit einem Gestank nach Schweiß und anderen Körperausdünstungen, man konnte kaum atmen. Dazu kam die Peinigung durch die Wanzen, Flöhe und Läuse. Ich habe bis dahin noch nie und danach nie wieder so viele Wanzen gesehen. Wenn man nachts das Kochgeschirr offen ließ, das an der Kopfseite an einem Nagel hing, so war am Morgen der Boden mit Wanzen bedeckt, die nachts dort hineingefallen waren. Diese Pritschen und Matratzen waren Brutstätten für alles Ungeziefer, ich habe einmal am Tage meine Hand in etwa 10 Zentimeter Entfernung an die Pritsche gehalten, nach wenigen Minuten kamen die Wanzen aus ihren Verstecken in Richtung meiner Hand und das, obgleich sie eigentlich erst nachts richtig aktiv waren. Im Sommer, wenn es draußen warm war, nahmen viele ihre Matratze und schliefen im Freien. Ich habe das auch versucht, es war zwar besser, aber in der Matratze waren genügend Quälgeister, die einem den Schlaf rauben konnten. Aber mit der Zeit habe ich mich - so wie alle anderen auch - an diese Verhältnisse gewöhnt.

[...]

In diesem Lager blieb ich nicht lange, es wurde aufgelöst und ich kam in ein anderes Lager. Es war ein zweigeschossiges, verhältnismäßig großes Holzhaus, die Küche befand sich in einem flachen Nebengebäude. Das Lager war weitläufig mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, an drei Ecken standen Wachtürme, an der vierten Ecke war der Eingang mit dem Wachhaus, das aus einem Raum bestand. Wir hatten nur einen jungen, russischen Leutnant als Lagerkommandanten. Die eigentliche Bewachung des Lagers erfolgte von kriegsgefangenen Woennokonwojir, zu denen auch ich eingeteilt wurde. Im Lager war eine Stammbesatzung von ungefähr vierzig Gefangenen, die im unteren Geschoss des Hauses schliefen. Sie wurden zu

Arbeitskommandos eingeteilt, die im Wesentlichen Reparaturarbeiten an Gebäuden und Einrichtungen der Polizei und der Roten Armee durchführten. Als Gefangene waren sowohl Mannschaften als auch Offiziere im Lager. Im oberen Stockwerk befanden sich der Sanitätsraum und das Zimmer der Ärztin, die nur ab und zu im Lager war.

In einem größeren Saal, der den Rest des oberen Stockwerkes ausfüllte, standen Einzelbetten mit Matratzen und Decken mit weißer Bettwäsche. In diesem Raum schliefen etwa vierzig Gefangene, die für vierzehn Tage, manchmal bis zu vier Wochen, einen Erholungsaufenthalt hatten. Es waren sogenannte Bestarbeiter, die sich im Arbeitseinsatz hervorgetan hatten oder Gefangene in einer schlechten, körperlichen Verfassung. Sie erhielten etwas besseres Essen und brauchten, außer zur täglichen Säuberung ihres Raumes, nicht zu arbeiten. In einer Ecke dieses Saales war am Eingang ein Raum mit einem zwei Meter hohen Brettverschluss abgeteilt. In diesem Raum standen vier Doppelstockbetten und ein Tisch mit zwei Bänken. Das war der Raum für acht Woennokonwojir, in dem auch ich untergebracht war. Im unteren Geschoss befand sich der Waschraum, der im Verhältnis zu den anderen Lagern recht gut war und fließendes Wasser hatte. Die Latrine stand im Hof an einem Ende des Lagers, also mindestens vierzig Meter vom Haus entfernt. Es war ein Holzschuppen, wie üblich konnte man sich nicht setzen, sondern musste sein »Geschäft« in der Hocke verrichten, was aber sicherlich das Richtige für die Verhältnisse war. Im Prinzip war die Latrine eine lange Bank von etwa dreißig Zentimeter Höhe und sechs Meter Länge über einer Grube. In diese Vorrichtung waren acht Löcher mit einem Durchmesser von etwa vierzig Zentimetern, über die man sich hocken musste. Diese Latrine war sauber und

wurde gern von Zivilisten benutzt, die durch ein Loch im Lagerzaun kamen. In diesem Lager habe ich meine beste Zeit während meiner Gefangenschaft erlebt. Wir als WK waren relativ frei und konnten sogar allein in die Stadt gehen, wenn wir uns bei dem russischen Offizier vorher abmeldeten.

Ich habe den Basar von Rjasan mehrmals besucht, einmal haben wir uns eine orthodoxe Kirche angesehen. Es war für mich beeindruckend, sie war prachtvoll geschmückt, die Mutter Maria war, was mich irritierte, dunkel, und die Russen, die diese Kirche besuchten, küssten Marias Füße, die Farbe war an dieser Stelle schon weg. Wir erhielten als WK jeden Monat achtzig Rubel und konnten uns in der Stadt etwas kaufen, oft war es Tabak, der recht billig war. Für fünf Rubel erhielt man 100 Gramm guten Krim-Tabak. Es war zwar Abfalltabak aus der Zigarettenindustrie, der manchmal sehr fein war, aber er war im Grunde genommen recht gut für den Preis. Einmal war ich in einem größeren Lebensmittelgeschäft, einem sogenannten »Magazin«. Dort wurde roter und schwarzer Kaviar verkauft. Es waren Eimer mit vielleicht 5 Kilogramm. Die Verkäuferin legte ein Stück Zeitung auf die Waage und portionierte mit einem Löffel den Kaviar auf dem Papier. Ich hatte damals keine Ahnung, wie wertvoll und teuer einmal russischer Kaviar werden sollte. Eines Tages kamen wir WK auf die Idee, uns eine Torte zu machen. Wir kauften Weißbrot und Schwarzbrot, Zucker, Milch und Kakao. Dann kochten wir Kartoffelbrei, der mit Milch und Zucker zubereitet wurde, einen Teil verrührten wir mit Kakaopulver. Das Brot schnitten wir in Scheiben, legten die Scheiben zu einem Viereck zusammen und strichen diesen süßen Kartoffelbrei darauf. Das wurde jeweils abwechselnd in Schichten gemacht, Schwarzbrot mit hellem Kartoffelbrei, dann Weißbrot mit dem Kakao-Kartoffelbrei und so weiter. Aus dem Rest

des Kakaopulvers und der Milch mit Wasser und dem Zucker machten wir Kakao. Es schmeckte uns herrlich, anschließend sind wir gemeinsam in die Stadt gegangen. Die Versorgung der Bevölkerung mit Brot und Mehl war bis 1947 immer wieder ein Problem. Es gab Zeiten, in denen es in der ganzen Stadt ein oder zwei Wochen weder Brot noch Mehl gab, auch wir bekamen dann kein Brot. Aber sobald die Bäckerei wieder arbeitete, bekamen wir alles nachgeliefert.

Anfang des Winters 1947 erhielten wir Winterbekleidung. Ich erhielt eine Wattehose, eine Wattejacke, Filzstiefel, eine weiße Lammfellmütze, eine Wintermütze, die von den Russen als Schapka bezeichnet wurde, und einen wunderbar weichen, hellen Lammfellmantel. Er war völlig neu. Die Lammfellmütze gefiel mir nicht so gut. Sie war oben rund und das weiße Leder schaute heraus. Ich besorgte mir schwarzen Stoff und Draht und veränderte sie so, dass sie oben abgeflacht und mit schwarzem Stoff besetzt war. Ich war regelrecht stolz auf diese Kleidung und hätte sie oft an Russen verkaufen können. Als ich wieder einmal in der Stadt war, kam ich an einem kleinen Fotogeschäft vorbei, ging hinein und ließ mich fotografieren. Als ich die nächste Karte nach Hause schreiben durfte, nähte ich eins der Bilder an die Karte. Es kam auch gut zu Hause an und ich hoffte damals, dass ich meinen Eltern dadurch ein paar Sorgen um mich abnehmen konnte. In regelmäßigen Abständen mussten wir alle in die zentrale Badeanstalt der Stadt. Dort wurde unsere Kleidung entlaust und wir konnten uns von oben bis unten waschen. Die gesamten Kleidungsstücke wurden etwa dreißig Minuten auf 100 Grad erhitzt. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir in diesem Lager Ungeziefer hatten, um es von vornherein zu bekämpfen, mussten wir im Sommer alle vier Wochen unsere Matratzen im Freien gründlich reinigen und lüften.

Die Arbeitskommandos wurden von jeweils einem Zivilisten abgeholt, das waren ein älterer Mann, um die sechzig Jahre alt, und ein junger Bursche, vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahre. Sie mussten eine Waffe haben, der junge Bursche hatte einen alten, deutschen Karabiner 98, der ältere Mann eine Schrotflinte. Es gingen immer ein oder zwei WK von uns mit, die russischen Zivilisten, die uns bewachen sollten, verschwanden meist an der nächsten Straßenecke, sobald man uns vom Lager nicht mehr sehen konnten. Sie holten uns erst mittags beziehungsweise abends wieder ab. Ich wunderte mich, dass der junge Russe immer seine Hand auf dem Schloss des Karabiners hatte, das war eigentlich sehr unbequem für ihn, bis ich dann eines Tages sah, dass am Schloss der Verschlussriegel fehlte. Ein lustiges Erlebnis hatten wir mit dem älteren Russen. Als er wieder eines Tages ein Arbeitskommando abholte, rief ihn der russische Leutnant in das Wachhäuschen, es war eigentlich nur eine kleine Bretterbude. Die Tür stand offen und ich hörte, wie der Leutnant ihn fragte:

»Funktioniert dein Gewehr überhaupt?«

»Aber sicher.«

»Hast du überhaupt Munition?«

»Ja, im Gewehr.«

Der Leutnant öffnete das Gewehr und sagte:

»Die ist doch schon abgeschossen, das Zündhütchen ist schon angeschlagen!«

Er schloss das Gewehr, hielt den Lauf in Richtung Decke und drückte ab. Nichts passierte, er drückte wieder ab, wieder nichts. Beim dritten Mal gab es einen furchtbaren Knall und als der Rauch sich verzogen hatte, sah man ein rundes Loch im Dach des Wachhäuschens. Ich hörte noch, wie der alte Mann sagte:

»Siehst du, funktioniert doch.«

[...]

Einmal waren wir zu Reparaturarbeiten in einem Kasernenkomplex außerhalb von Rjasan eingeteilt. Wir fuhren mit einem LKW, das Problem bei diesen Lastwagen war, dass sie im Winter schlecht ansprangen. Viele von ihnen hatten auch eine alte, abgenutzte Batterie, so dass der Anlasser gar nicht ansprang. Sie wurden deshalb an einem Berg abgestellt. Früh wurden Putzlappen mit Benzin und Öl getränkt, unter den Motor gelegt und angezündet. Nach ein paar Minuten, wenn der Motor warm war, ließ der Fahrer ihn einfach mit eingelegtem Gang den Berg hinunterrollen, das klappte eigentlich immer. Im Arbeitskommando war ein Offizier der Panzertruppen von uns. Als wir von der Kaserne wieder in die Stadt fuhren, kamen wir an eine Brücke, die über einen Fluss führte. Vor uns sahen wir Rjasan liegen. Da sagte er zu mir:

»Hier vor dieser Brücke habe ich im Winter 1941 mit meinem Panzer gestanden.«

[...]

Mit dem Winter 1948/49 begann mein vierter Winter in der russischen Gefangenschaft. Die Unterbringung in den Baracken war einigermaßen erträglich, die Unterkünfte waren geheizt. Von der einen Seite des Lagers konnten wir einen breiten Fluss, die Oka, sehen, die ab Januar zugefroren war - es war wirklich bitterkalt. Wenn ich vom Waschraum mit nassen Haaren in die Baracke ging, hatte ich Eis auf dem Kopf, in diesem Lager hatten wir keine Winterkleidung. Ich wurde einem Kommando zugeteilt, das an einer anderen Stelle vor der Stadt Kolomna den Bau eines größeren Wohnkomplexes mit

Magazin, also einem Einkaufszentrum, vorbereiten sollte. Wir mussten Fundamentgräben für die Häuser ausheben und die Fundamente mit Beton ausgießen. Dazu wurde eine Technologie angewendet, die ich später nie wieder sehen sollte. Da die Temperaturen minus fünfzehn Grad und tiefer lagen, standen die Betonmischmaschinen in beheizten Holzbaracken, in diesen Baracken lagerten auch Sand und Zement. Der Beton wurde mit diesem vorgewärmten Sand und warmen Wasser gemischt. Die Schubkarren, mit denen wir den Beton zu den Gräben fuhren, bestanden aus einem, außen mit Filz verkleideten, Holzkasten mit Deckel. Der Kasten wurde mit Beton gefüllt, mit dem Deckel verschlossen und weggefahren. Allerdings hatte das Verfahren einen Haken - der Beton gefror sofort auf den kalten Steinen im Fundamentgraben, ohne in die Hohlräume fließen und die Steine binden zu können. Ich habe das Tauwetter auf dieser Baustelle nicht miterlebt, ich kann mir jedoch vorstellen, dass es beim Bau der Häuser noch Probleme mit der Standfestigkeit beziehungsweise Tragfähigkeit der Fundamente gab.

Beim Ausheben der Fundamentgräben hatten wir eine Norm von vier Kubikmeter Ausschachtung inklusive 100 Meter Abfahrweg für den Aushub pro Person. Der Boden war etwa einen Meter tief gefroren, als Werkzeug hatten wir eine Brechstange und eine Schaufel. Mit der Brechstange lösten wir mit jedem Schlag immer nur eigroße Stücke von dem gefrorenen Lehmboden. Wir konnten die Norm nie erfüllen, wir schafften höchstens zehn bis zwanzig Prozent. Wenn wir 16:00 Uhr zum Rückmarsch in das Lager antraten, kam jedes Mal laut schimpfend der Bauleiter. Er verlangte, dass wir erst unsere Norm erfüllten, und dann zurück in unser Lager dürfen. Wir blieben ungerührt stehen, gegen 16:30 Uhr begann es dunkel zu werden, jetzt hatten unsere Wachposten die Nase voll, sie befahlen den Ab-

marsch, ohne sich um die Tobsuchtsanfälle des Bauleiters zu kümmern. Er legte diesen Auftritt wohl drei Mal hin, dann hatte er begriffen, dass es keinen Zweck hatte.

Es war etwa Anfang März 1949, ich musste mich in der Sanitätsbaracke bei der russischen Ärztin melden und nach der Untersuchung erhielt ich vierzehn Tage Erholung. Ich sollte mich in einer Baracke einfinden, die am Rand des Lagers stand. Wir hatten hier Einzelbetten, erhielten die bessere Offiziersverpflegung und wir keine anderen Aufgaben, als den Raum und die Betten in Ordnung zu halten. In der Baracke gab es eine Bibliothek mit deutschen Büchern und mit Spielen, die wir uns ausleihen konnten. Wer wollte, konnte sich freiwillig zum Helfen in der Küche melden, dafür gab es noch Suppe und Brei, man konnte sich satt essen. Ich hatte mich auch gemeldet, aber bereits am dritten Tag bekam ich Magenbeschwerden. Ich sagte das dem deutschen Arzt und ging nicht mehr mit zur Küche. Nach diesen vierzehn Tagen Erholung arbeitete ich noch ein paar Tage. Dann wurde ich zur Ärztekommision bestellt, es waren sechs Personen, die russische Lagerärztin war auch dabei, ich musste mich ausziehen und wurde untersucht. Ich wunderte mich, dass man sehr genau die Oberarme untersuchte, offensichtlich suchten sie die Tätowierung der Blutgruppe, wie sie die Waffen-SS hatte, aber auch eine Narbe durfte man an dieser Stelle nicht haben. Danach konnte ich wieder gehen. Zwei oder drei Tage später hingen Namenslisten im Speisesaal - mein Name war dabei, wir sollten verlegt werden. Jetzt wurden die Gerüchte, Hoffnungen und Spekulationen laut, wir kämen endlich nach Hause, ich habe nicht daran geglaubt. Es wäre zu plötzlich und ohne jede Vorankündigung gewesen und das erschien mir zu unwahrscheinlich. Wir erhielten andere Sachen zum Anziehen und zwei Tage später begann der Abtrans-

port, es muss Anfang April gewesen sein.

In Kolomna hatte ich einen guten Freund gefunden, Wolfgang Kniekrehm, er war mit mir im gleichen Alter. Er verabschiedete sich von mir und gab mir eine Zigarettenschachtel, die er aus Aluminiumblech selbst gefertigt hatte. Auf dem Deckel stand: »Kolomna 1949« darunter die Initialen »RK«, im Deckel war »Zum Andenken an Deinen Freund Wolfgang« eingraviert. Diese Schachtel besitze ich noch heute. Ich bedankte mich und tröstete ihn mit den Worten:

»Du kommst auch bald nach Hause, wenn die erst einmal anfangen, geht das Zug um Zug.«

Er sagte zu mir:

»Ich nicht, ich war doch bei der Waffen-SS, uns behalten sie noch lange hier.«

Später schrieb er mir, dass er im November 1949 nach Hause kam.

Die Zeit als Leiter des Bereiches Forschung und Entwicklung

[...]

Die in diesem Zeitraum entwickelten und in die Produktion eingeführten Werkstoffe und die begonnenen Entwicklungen zeigt der folgende Überblick.

Thermo-Bimetalle: Das sind Werkstoffe, bei denen zwei Legierungen mit einem unterschiedlichen Wärmeausdehnungskoeffizienten durch Plattierung fest miteinander verbunden werden und die sich dadurch bei Wärmebelastung reversibel ausbiegen. Zur Verbesserung der Wärme- beziehungsweise der elektrischen Leitfähigkeit wurde innen oder außen zusätzlich Kupfer plattiert, außen wurde auch Nickel zur Verbesserung der Korrosionsbeständigkeit plattiert. Diese Werkstoffe wurden als Temperaturregler oder zur Temperaturüberwachung, aber auch bei Schutzschaltern für Elektromotoren, sozusagen als Überstromschutz, verwendet. 1973 gab es in dieser Gruppe fünf Typen mit unterschiedlichen spezifischen, thermischen Ausbiegungen, die durch Auf- oder Einlagen von Kupfer oder Nickel als Stanzteile in den unterschiedlichsten Formen nach Wunsch des Kunden oder aber als Band geliefert wurden.

Weichmagnetische Werkstoffe: Das sind Eisen-Nickel- oder Nickel-Eisen-Legierungen mit Nickel-Gehalten von 28 %, 38 %, 42 % und 50 % sowie mit 72 % bis 75 % Nickel und mit Zusätzen von Chrom und Kupfer, Molybdän und Kupfer oder nur Molybdän. Diese Werkstoffe haben unterschiedliche Anfangspermeabilitäten von 2.000 bis 25.000, später wurden sie bis 200.000 entwickelt. Diese Werkstoffe wurden in der Elektrotechnik und Elektronik als Übertrager, Wandler, Drosseln, Ton- und Leseköpfe und anderes eingesetzt. Sie wurden teilweise später noch durch Zusätze modifiziert oder

neu entwickelt und für bestimmte zusätzliche Eigenschaften verbessert, zum Beispiel für verschleißarme Stereotonköpfe. 1973 gab es von dieser Werkstoffgruppe mehr als 20 Werkstoffe mit unterschiedlichen Eigenschaften, die entsprechend den Forderungen des Anwenders als Band, Stanzkerne und Ringbandkerne hergestellt wurden.

Präzisionswiderstandswerkstoffe: Hier hatte Dr. Seiler ausschlaggebend an der Herstellung einer Kupfer-Mangan-Legierung gearbeitet und Details der Produktionstechnologie auch zum Patent angemeldet. Dieser Werkstoff erhielt durch seine Zusammensetzung und die spezielle Herstellungstechnologie einen, im Normaltemperaturbereich geringen, Temperaturbeiwert des elektrischen Widerstandes. Der Werkstoff wurde meist als isolierter Draht, aber auch als Band, Blech und Stangen geliefert und fand Verwendung zur Herstellung von Normalwiderständen. Etwa ab 1975 wurden dann Präzisionswiderstandsfolien aus einer Nickel-Chrom-Legierung in einer Dicke zwischen 0,005 und 0,002 Millimeter produziert. Dieser Werkstoff zeichnete sich ebenfalls durch einen sehr niedrigen Temperaturbeiwert des elektrischen Widerstandes in einem Temperaturbereich zwischen etwa zehn bis achtzig Grad Celsius aus. Er wurde zur Herstellung geätzter Präzisionswiderstände verwendet, die wiederum in den unterschiedlichsten, elektronischen Geräten Verwendung fanden. Das Problem bei der Herstellung dieser Folien war, dass die Dicke von nur zwei bis fünf Mikrometer im Bereich der Größe nichtmetallischer Einschlüsse lag, wie sie im Schmelz- und Legierungsprozess entstehen. Dadurch konnten mit bloßem Auge nicht sichtbare Löcher in der Folie entstehen. Diese führten beim Ätzprozess beim Anwender dazu, dass die feinen Stege unterbrochen wurde, was sie als Widerstand unbrauchbar machte. Aus diesem Grunde

wurde jedes Stück Folie vor der Lieferung im Durchlicht geprüft.

Sonderfederwerkstoffe und Werkstoffe mit besonderem, elastischen Verhalten: Diese Gruppe enthielt Werkstoffe, deren elastische Eigenschaften in einem bestimmten Temperaturbereich nahezu konstant, also unabhängig von der Temperatur waren. Typische Vertreter dieser Gruppe waren ein Flachdraht für die Uhrenindustrie, der in den Betrieben in Glashütte und Ruhla für Unruhfedern Verwendung fand. Es handelte sich um eine Eisen-Nickel-Legierung mit verschiedenen Zusätzen wie Chrom und Beryllium. Ein weiterer Vertreter dieser Gruppe war eine Eisen-Nickel-Legierung mit Zusätzen an Chrom und Titan, die in Form von vier und sechs Millimeter dicken, gerichteten Stäben geliefert wurde. Sie wurden von einem Betrieb in Teltow zur Herstellung von Kopplern für Fernmeldeanlagen verwendet. Beide Werkstoffe erforderten enge Toleranzen in der chemischen Zusammensetzung, eine präzise Einhaltung der Herstellungstechnologie und eine sehr genaue Einhaltung der Schlusswärmebehandlung. Die Produktion dieser Werkstoffe wurde in der Regie unserer Forschungsstelle durchgeführt. Das erforderte oft Auseinandersetzungen mit den Produktionsabteilungen, weil diese Erzeugnisse nicht in ihrem »Plan« enthalten waren.

Supraleiter: Darunter versteht man Metalle, Legierungen und metallähnliche Verbindungen, die eine Supraleitfähigkeit als Eigenschaft aufweisen. Bei einer, für jedes Material unterschiedlichen, Temperatur nahe dem absoluten Nullpunkt, der sogenannten Sprungtemperatur, wird der elektrische Widerstand unmessbar klein und damit das Stromleitvermögen sehr hoch. Die Anwendungsmöglichkeiten dieser Werkstoffe waren zunächst begrenzt, da sie ihre Eigenschaften erst bei Temperaturen um vier Kelvin erreichten und man benötigte zur Kühlung flüssiges Helium. Die Anwen-

dung beschränkte sich in der DDR damals auf den wissenschaftlichen Gerätebau für die Herstellung von Spulen zur Erzeugung hoher Magnetfelder, die durch die hohen Ströme erreicht wurden. Es wurde jedoch fleißig über zukünftige Einsatzgebiete spekuliert, so nahm ich zum Beispiel 1974 in Jena an einer Beratung teil, bei der über den Einsatz zur Stromübertragung in Industriezentren diskutiert wurde, gedacht war dabei zunächst an eine kurze Strecke zu den Buna-Werken in Schkopau. Die Voraussetzungen war ein supraleitendes Kabel mit einem Kupfermantel, der im Notfall, zum Beispiel bei Ausfall der Kühlung, die Stromleitung für eine bestimmte Zeit übernehmen konnte. Dieses Kabel musste in ein Kühlsystem eingebettet sein, in dem sich flüssiges Helium befand, um die erforderliche Temperatur von vier Kelvin zu gewährleisten. In bestimmten Abständen hätten deshalb Heliumverflüssiger aufgebaut werden müssen und das ganze Leitungssystem müsste bestens isoliert sein, um die Kälteverluste auszugleichen beziehungsweise möglichst gering zu halten. Man stellte sich damals vor, dieses Projekt ungefähr 1982 realisieren zu können und unser Betrieb sollte eine Produktionsstätte für Supraleiter aufbauen. Als ich den Einwand wagte, dass man es ja nicht als einen verlustfreien Stromtransport bezeichnen könne, wenn zwar bei der Leitung keine Ohmschen Verluste auftreten, aber man für die Heliumverflüssiger erhebliche Energien aufwenden müsste, ganz abgesehen von den unüberschaubaren und vermutlich während der Realisierung geradezu explodierenden Kosten des gesamten Projektes, schauten mich einige der Konferenzteilnehmer - das waren wohl die Funktionäre - ziemlich verständnislos und andere breit grinsend an, letztere waren vermutlich die Fachleute.

In unserem Betrieb wurde mit der Verfahrensentwicklung der Ni-

ob-Titan-Supraleiter etwa 1968/69 begonnen und ab etwa 1971/72 im Rahmen der Forschung eine kleine Versuchsproduktion eingeführt, um den Bedarf einiger Institute zu decken. Die Herstellung eines Supraleiters ist sehr kompliziert. Bei den Niob-Titan-Legierungen musste das Titan und das Niob zunächst im Elektronenstrahl-ofen gereinigt und anschließend legiert werden, daraus wurden die Stäbe für die Filamente hergestellt.¹² Für die Weiterverarbeitung wurden in einen Kupfer-Bolzen von 135 Millimeter Dicke so viele Löcher mit dem Durchmesser der Niob-Titan-Stäbe gebohrt, wie man Filamente benötigte. Das sind die Einzelleiter aus Niob-Titan, die in dem fertigen Supraleiter in den Kupfermantel eingebettet sind. Die so vorbereiteten Bolzen wurden oben und unten mit einer Kupferscheibe gleichen Durchmessers luftdicht verschlossen und in einer Strangpresse heiß zu einem Stab von zwölf bis fünfzehn Millimeter Durchmesser verpresst. Danach wurden die Stäbe durch Kaltverformung an Ziehbanken und Drahtziehanlagen zu den gewünschten Enddicken weiterverarbeitet, nach bestimmten Kaltverformungsstufen wurden Zwischenglühungen eingelegt. Zum Schluss erfolgte eine spezielle Wärmebehandlung. In einen Kupferbolzen konnten bis zu etwa dreißig Niob-Titan-Stäbe eingebettet werden, wollte man Leiter mit einer höheren Filament-Anzahl herstellen, bettete man bereits fertige Supraleiterstäbe ein, beispielsweise zur Herstellung eines Leiters mit 250 Filamenten bettete man fünfundzwanzig Stäbe mit zehn Filamenten oder zehn Stäbe mit fünfundzwanzig Filamenten vor dem Pressen in den Kupferbolzen ein. Die Qualitätsprüfung erfolgte im Institut für Tieftemperaturphysik in Dresden, da im Betrieb die Möglichkeiten nicht vorhanden waren.

Entwicklungsarbeiten wurden außerdem an weiteren Supraleiter-

12: Filament: Allgemein eine einzelne Faser beliebiger Länge.

typen durchgeführt, so erfolgten Forschungsarbeiten an den Werkstoffen V3Sn und V3Ga, das sind Vanadium-Zinn- beziehungsweise Vanadium-Gallium-Legierungen. Die Herstellung dieser Supraleiter war noch schwieriger, weil sie aus intermetallischen Phasen bestehen, die durch ihre Sprödigkeit nicht kalt verformbar sind. Man bettete die Vanadium-Stäbe in Bolzen aus Kupfer-Zinn- oder Kupfer-Gallium-Legierungen ein und erzeugte die intermetallische Verbindung am Leiter in der Endabmessung durch Diffusionsglühen.¹³

Neben diesem Programm an Sonderwerkstoffen wurden im Halbzeugwerk Auerhammer in teilweise erheblichen Mengen Bänder, Bleche, Drähte, Stangen, Rohre und Profile aus verschiedenen Messing-, Neusilber-, Bronze- und Kupfer-Nickel-Legierungen erzeugt. Mit Kupfer-Zink (Cu-Zn₂₀ und Cu-Zn₃, Tombak genannt) plattierte Stahlbänder wurden ebenfalls in großen Mengen produziert. Zum Schluss waren im Produktionsprogramm etwa 130 Werkstoffe verschiedener Zusammensetzung und Eigenschaften enthalten, die als Halbzeuge wie Bänder, Folien, Bleche, Drähte, Stangen und Fertigteile wie Stanzteile, Wickelkerne und so weiter an die Kunden im ganzen RGW-Wirtschaftsbereich ausgeliefert wurden. Daraus ergaben sich insgesamt 12.000 Erzeugnisse. Unser Betrieb wurde oft als Apotheke der Metallurgie des RGW bezeichnet. Die Liefermengen bei Sonderwerkstoffen lagen zwischen monatlich 40 Tonnen (zum Beispiel bei Thermo-Bimetall und Trägerwerkstoffen) und 100

13: Diffusionsglühen oder Ausgleichsglühen: Prozess, bei dem das Metall auf ca. 200 °C unter Solidustemperatur (Temperatur einer Legierung, bei der diese vollständig in fester Phase vorliegt) erhitzt wird, was die durch schnelles Abkühlen behinderte Diffusion der Atome wieder in Gang setzt. Dadurch werden inhomogene Mischkristalle in homogene überführt, was ein feinkörnigeres Gefüge zur Folge hat und die mechanischen Eigenschaften der Legierung verbessert.

Gramm bei Präzisionsfolien.

Ich übernahm ab 1. Januar 1973 die Leitung der Forschungs- und Entwicklungsabteilung, die damals aus insgesamt fünfunddreißig wissenschaftlichen Mitarbeitern (Doktor- und Diplom-Ingenieure, Fachschulingenieure) und zwanzig sonstigen Mitarbeitern (Facharbeitern) bestand. Ich versuchte von Anfang an, meine Leitungsmethode anders aufzubauen als Dr. Seiler. Ich bildete eine neue Struktur und teilte die Forschungsstelle als Bereich den spezifischen Aufgaben entsprechend in Abteilungen und Gruppen ein. Es wurden drei Abteilungen gebildet.

- Abteilung »Werkstoffentwicklung« mit den Gruppen »Magnetwerkstoffe«, »Plattierte Werkstoffe einschließlich Thermo-Bimetalle«, »Einschmelz- und Ausdehnungslegierungen« und »Widerstandswerkstoffe und elastische Werkstoffe«, in der die Supraleiter und Zinnbronze enthalten waren.
- Abteilung »Verfahrensentwicklung« mit den Gruppen »Gießtechnologie«, dazu gehörte der Elektronenstrahlöfen, die Wärmebehandlung mit der Versuchsglüherei, sowie die Verformungstechnologie.
- Abteilung »Physik« mit den physikalischen Labors, dem metallografischen-, Röntgen- und Fotolabor. Diese Abteilung hatte auch - insbesondere in der Phase der Rekonstruktion - Qualitätskontrolltechnologien zu entwickeln.

Die wissenschaftliche Bücherei war mir direkt unterstellt. Im Gegensatz zu Dr. Seiler behielt ich die neuesten Fachzeitschriften und Fachbücher nur zwei bis vier Tage in meinem Büro. Wir erhielten verhältnismäßig viele Fachzeitschriften im Abonnement aus der

Bundesrepublik wie »Metall«, »Stahl- und Eisen«, »Draht«, »Band«, »Zeitschrift für Metallkunde«, »Physikalische Berichte« und andere. Auch Fachbücher konnten von Zeit zu Zeit von dort bezogen werden, so dass unsere wissenschaftliche Bibliothek hervorragend bestückt war. Dazu kamen die Möglichkeiten des Bezuges von Veröffentlichungen auf Mikrofilm, die in unserer Bibliothek nicht vorhanden waren. Am Rande sei erwähnt, dass die Forschungsabteilung eine Festschrift »20 Jahre Sonderwerkstoffe« mit elf Artikeln anlässlich der Jubiläen »20 Jahre Sonderwerkstoffe« und »150 Jahre Neusilber« im Jahr 1973 gestaltete, wobei Organisation und Arbeit zum größten Teil bei mir lagen.

Ich erwartete mit der Verteilung der Verantwortung ein größeres Engagement und auch ein größeres Verantwortungsbewusstsein der Mitarbeiter, was tatsächlich auch sofort eintrat. Die größeren Auseinandersetzungen hatte ich mit der Leitung des Betriebes, die diese Struktur des Bereiches bis in die Gruppen nicht anerkennen wollte und zwar insbesondere deswegen, weil sie mit einer Reihe von Gehaltserhöhungen bei den Abteilungs- und Gruppenleitern verbunden war. Schließlich konnte ich mich doch mit meiner Meinung durchsetzen, was auch ohne die Androhung einer Kündigung funktionierte. Ich behielt mir jedoch vor, die Kontrollen bis zum einzelnen Themenbearbeiter in Verbindung mit dem zuständigen Abteilungs- und Gruppenleiter durchzuführen. Nach kurzer Zeit entwickelte sich zwischen mir und insbesondere den Abteilungsleitern ein Vertrauensverhältnis, das man nicht nur als kollegial, sondern sogar als kameradschaftlich bezeichnen konnte. Ich habe es in meiner gesamten achtzehnjährigen Tätigkeit als Leiter der Forschungsstelle nie erlebt, dass irgendwelche Intrigen geschmiedet wurden - abgesehen von denen, die von IM des MfS im Rahmen sogenannter »operativer

Vorgänge« regelrecht inszeniert wurden, wie ich später erfahren musste.

Bereits in den letzten Jahren hatte ich Dr. Seiler bei Besprechungen des Arbeitskreises NE-Metalle vertreten, die meist in Freiberg im Forschungsinstitut für Nichteisen-Metalle stattfanden. Nach meiner Ernennung zum Leiter der Forschungsstelle wurde ich dann offiziell in diesen Arbeitskreis berufen, der sich »Forschungsrat der DDR - Zentraler Arbeitskreis für Forschung und Technik - Nichteisenmetalle« nannte. Vorsitzender wurde später Prof. Dr. Hein, die Beratungen fanden in den verschiedenen Betrieben der NE-Metallindustrie statt und wurden meist mit der Besichtigung dieser Betriebe, vor allem der neuen und modernen Anlagen, verbunden. Die Aufgabe dieses Gremiums bestand darin, im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Technik der DDR Entscheidungsvorbereitungen für die NE-Metallindustrie zu beraten und zu beurteilen. Die Beratungen fanden drei- bis viermal im Jahr statt und waren recht interessant, sie dauerten meist zwei Tage.

Später, es muss um das Jahr 1979 gewesen sein, wurde der Forschungsrat der Akademie der Wissenschaften für den Bereich Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung gebildet, in den ich ebenfalls berufen wurde. Dieses Gremium hatte Entscheidungsvorbereitungen zur Grundlagenforschung auf dem Gebiet Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung zu beraten. Die Beratungen fanden meist dreimal im Jahr in Dresden im Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung der Akademie der Wissenschaften statt und wurde meist mit der Besichtigung von anderen Instituten oder Institutsteilen verbunden. Auch diese Beratungen waren interessant und für mich insofern wichtig, weil ein Teil der Ergebnisse der Grundlagenforschung dieses Instituts in unserer Forschungsstelle in der Ver-

fahrentwicklung und Überleitung in die Produktion weiter bearbeitet wurde. Seit dieser Zeit wurde ich auch des Öfteren gebeten, Dissertationen zu begutachten und zu beurteilen, die in diesem Institut betreut wurden.

[...]

Ich war wieder mit Kollegen in den Csepel-Werken in Budapest zum Erfahrungsaustausch in der wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Ich lief allein durch Budapest, ging in eine Kirche, setzte mich hin und dachte an Gerda. Rein rational wusste ich es natürlich, aber ich konnte immer noch nicht glauben, dass ich sie nie mehr sehen sollte. Im Zusammenhang mit dem letzten Besuch von Gerda gab es 1977 für mich völlig unvermutet und überraschend noch ein komplett idiotisches Nachspiel. Ich war damals Mitglied der Zentralen Parteileitung der SED des Betriebes und konnte eines Tages an einer Leitungssitzung nicht teilnehmen, weil ich zur selben Zeit Besuch von Vertretern des Kombinats Mikroelektronik hatte. Die Besprechung mit diesen Kollegen war sehr wichtig und so entschuldigte ich mich bei der Parteileitung. Der 1. Sekretär der Betriebsparteiorganisation der SED, Reiner B., ordnete an, dass ich sofort kommen sollte, wenn der Besuch gegangen wäre. Es gäbe da noch einen wichtigen Tagesordnungspunkt, der keinen Aufschub duldete. Als ich dann nach Besprechung mit den Kollegen des Kombinats Mikroelektronik im Büro der Parteileitung eintraf, eröffnete der 1. Sekretär, kaum, dass ich mich gesetzt hatte, ganz förmlich ein Parteiverfahren gegen mich. Mir wurde vorgeworfen, dass meine Schwester Gerda illegal in die DDR eingereist wäre. Verblüfft wies ich darauf hin, dass dies wohl kaum möglich gewesen wäre, weil ein illegaler Grenzübertritt meiner Schwester zu ihrer Verhaftung durch unsere wachsamen Grenzsicherungsorgane geführt hätte - es sei denn, er, der Parteise-

ekretär, wollte mit seiner absurden Behauptung andeuten, eben diese Organe wären bei der Sicherung unserer sozialistischen Errungenschaften nicht wachsam genug, also inkompetent. Er guckte auf meine Erwiderung hin ziemlich dumm aus der Wäsche und korrigierte sich dahingehend, dass er gemeint hätte, er wäre über die Einreise nicht informiert gewesen. Und deswegen, fragte ich ihn, weil er als Parteisekretär der Betriebsparteiorganisation des VEB Halbzeugwerk Auerhammer angeblich nichts von der Einreise meiner Schwester gewusst hätte, sei dieselbe illegal, auch wenn unsere wachsamen Grenzsicherungsorgane das offensichtlich anders gesehen hätten, ebenso, wie die Kreisdienststelle der Volkspolizei, bei der Gerda nach der Ankunft in Aue angemeldet wurde? Jetzt guckte der Parteisekretär noch dämlicher und der Betriebsdirektor sprang mir bei und erklärte ihm, dass er, der Parteisekretär, persönlich anwesend war, als der Betriebsdirektor mir den unbefristeten Besuch meiner Schwester in Aue vorschlug. Reiner B. war nun völlig aus dem Konzept geraten und der Stuss, den er verzapfte, drohte mittlerweile, sich gefährlich gegen ihn selbst zu wenden. Er wühlte in seinen Unterlagen und wechselte die Strategie - ich sei ja auch aus der Betriebskampfgruppe ausgetreten, weil ich meine Schwester nicht besuchen durfte.¹⁴ Ebenfalls dumm gelaufen für ihn, denn der Betriebsdirektor wies ihn darauf hin, dass ich nach wie vor Mitglied der Betriebskampfgruppe wäre, allerdings bereits 1975 aus gesundheitlichen Gründen beurlaubt wurde. (Mein offizieller Austritt aus der Kampfgruppe erfolgte 1978 nach 25jähriger Mitgliedschaft.) Schließlich behauptete er, ich hätte vor dem Besuch meiner Schwester in der Forschungsstelle gesagt, ich würde einen echten Westkaf-

14: Kampfgruppen der Arbeiterklasse, auch Kampfgruppen oder Betriebskampfgruppen: Paramilitärische Organisation von Beschäftigten in Betrieben der DDR.

fee ausgeben, wenn sie da wäre. Ich verlangte eine Gegenüberstellung mit demjenigen, der ihm das angeblich zugetragen hatte. Diese Gegenüberstellung fand natürlich nie statt, konnte sie auch nicht, weil ich so etwas niemals gesagt hätte und überdies keiner meiner Mitarbeiter in der Forschungsabteilung so blöd gewesen wäre, das wider besseres Wissen zu behaupten. Der damalige 1. Sekretär der Parteileitung des Betriebes war einfach nur ausgesprochen dumm. Unglücklicherweise war er dazu ehrgeizig und strebsam und das ist, noch dazu in Verbindung mit einem kleinen Posten als Funktionär, eine ungute Kombination, die fatale Folgen zeitigen kann, wenn man solchen Menschen diese durchgehen lässt.

Mit der Übernahme der Leitung des Bereichs Forschung und Entwicklung wurde ich auch zunehmend zur Klärung von Reklamationen von Sonderwerkstoffen durch die Anwenderbetriebe eingesetzt. Das endete in den meisten Fällen mit Verhandlungen vor dem Vertragsgericht, diese Verhandlungen wurden mit den zuständigen juristischen Vertretern der Betriebe geführt, die jeweils Fachleute des Betriebes als Berater mit zur Verhandlung bringen konnten. Aber auch eine Klärung zwischen den Betrieben ohne Vertragsgericht war möglich, das gelang mir zum Beispiel im oben erwähnten Fall der Probleme mit Schnittbandkernen im Transformatorenwerk Falkensee. Schon 1977 gab es solche Reklamationen von Fecosat 35, einem Werkstoff auf Eisen-Basis mit 35 % Kobalt, 2 % Vanadium und etwa 0,6 % Mangan durch das Elektrogerätewerk Schleusingen. Dieser Betrieb bestellte bei uns Stangen von 35 Millimeter Durchmesser, ohne mit uns über den Verwendungszweck zu sprechen. Dieser Werkstoff war etwas spröde und ließ sich nur im warmen Zustand durch Schmieden verformen. Vom Anwenderbetrieb wurde reklamiert, dass der Werkstoff die im Prospekt angegebene Magnetisie-

rungskurve nicht erreicht. Verhandlungen mit Vertretern des Betriebes führten zu keinem Erfolg und überdies wurde uns die Anwendung aus Geheimhaltungsgründen nicht erläutert. Solche Fälle waren meist sehr kompliziert, wenn wir nichts über die Art und Weise der Weiterverarbeitung im Anwenderbetrieb erfuhren. Schließlich erhielt das Halbzeugwerk Auerhammer - es war, soweit ich mich erinnere, im April 1978 - eine Einladung zur Klärung nach Berlin, die in einem Gebäude in der Normannenstraße durchgeführt werden sollte und ich erhielt den Auftrag, diese Einladung - vielleicht war es auch eher eine Vorladung - als Vertreter des HWA wahrzunehmen. Ich fuhr also mit dem Wagen nach Berlin und suchte in der Normannenstraße die angegebene Gebäudenummer, die ich kurz vor der Ecke Magdalenenstraße auch fand. Etwas erstaunt stand ich vor einem großen Gebäudekomplex, bei dem die Fenster im Erdgeschoss mit Stahltafeln verschlossen waren, nur eine Stahltür führte offensichtlich in das Gebäude. Ich öffnete die Tür und betrat einen Raum, die Tür schloss sich sehr schnell automatisch hinter mir und als mich umdrehte, stellte ich fest, dass sie sich von innen nicht öffnen ließ. Der Raum hatte einen offenen Ausgang zu einem Korridor, die linke Wand war mit Holz verkleidet und hatte einen großen, mannshohen Spiegel. Ich wandte mich dem Spiegel zu, um meine Haare zu ordnen, plötzlich ging dieser zur Seite und dahinter erschien ein kleiner Raum, der offenkundig als eine Art Anmeldung diente. In diesem Raum saßen mehrere bewaffnete Männer in der Uniform des Ministeriums für Staatsicherheit (MfS). Ich legte meine Einladung vor und wurde in einen Warteraum geführt, der durch diese Männer eingesehen werden konnte. Erst jetzt wurde mir bewusst, wo ich gelandet war - es war ein - oder besser - *DAS* Gebäude der Staatssicherheit der DDR. Jetzt erinnerte ich mich, von der berüchtigten »Nor-

mannenstraße« schon gehört zu haben und die Natur dieser Gerüchte hatte zur Folge, dass ich mich nicht sehr wohl fühlte angesichts dessen, was mich da möglicherweise erwarten würde.

Nach etwa fünfzehn Minuten wurde ich in einen anderen Raum geführt, er war etwa 24 m² groß, die Einrichtung bestand aus einem Schreibtisch und einem t-förmig daran gestellten, längeren Tisch mit Stühlen. Das Fenster war von außen mit Stahlblech dicht verschlossen, die Wände waren weiß gestrichen, das obere Ende der Wand verlief schräg zur Decke. Ich hatte den Eindruck, dass dahinter Überwachungs- und Aufnahmegeräte angebracht waren, sonst befand sich nichts im Raum oder auf den Tischen. Anwesend waren ein Vertreter der Staatssicherheit, der gleichzeitig der Verhandlungsführer war, drei Vertreter des Betriebes in Schleusingen und Herr Dr. W. vom Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoffforschung der Akademie der Wissenschaften in Dresden, der offensichtlich als Fachexperte fungierte. Die Vertreter des Anwenderbetriebes legten dar, dass sie zur Sicherung der Qualitätsbedingungen ihres Erzeugnisses von unseren Qualitätsbedingungen abweichende beziehungsweise zusätzliche Punkte der Magnetisierungskurve garantiert haben wollten. Das allerdings konnte von unserem Betrieb nicht zugesichert werden und ich legte dar, dass der Liefervertrag entsprechend der Bestellung des Anwenders abgeschlossen wurde und die darin festgelegten Qualitätsbedingungen von uns eingehalten würden. Außerdem hatte der Anwender vor der Bestellung keine Beratung zur Anwendung mit uns geführt und damit war uns auch die Weiterverarbeitung des Materials beim Anwender und der spezifische Anwendungsfall vor dem Vertragsabschluss unbekannt. Damit sei uns auch unbekannt, welcher magnetischen Beanspruchung der Werkstoff im Enderzeugnis ausgesetzt ist. Nach Zustimmung des

Vertreters des MfS wurde von den Anwendern dazu eine Erklärung abgegeben, die sich aber nur auf die unmittelbare Weiterverarbeitung der von uns gelieferten Stangen bezog. Aus den 35 Millimeter dicken Schmiedestangen würden Hülsen gefertigt mit einem Innendurchmesser von 26 Millimeter und einem Außendurchmesser von 29 Millimeter, das geschähe auf einer normalen Drehbank. Ich wies darauf hin, dass einer solchen Bearbeitung des Werkstoffes von unserer Seite bei einem Beratungsgespräch nicht zugestimmt worden wäre, denn der Werkstoff Fecosat 35 sei für eine derartige Bearbeitung ungeeignet, weil er im Vergleich zu Stahl oder Weicheisen sehr spröde war. Es müsste befürchtet werden, dass bei dieser Bearbeitung Risse entstünden.

Der Vertreter des MfS bat nun Dr. W. um seine fachliche Beurteilung. Der drückte sich unpräzise aus und meinte, man könnte ja durch Variation der Legierungszusätze und der Wärmebehandlung versuchen, die geforderten Eigenschaften zu erreichen. Ich wies darauf hin, dass wir Verträge mit Lieferfristen hätten und uns nicht dabei auf solche Versuche mit fragwürdigen Ergebnissen einlassen könnten. Ich bot an, dass sein Institut in unserem Betrieb mit unseren Ausrüstungen die Versuche durchführen könnte, bei erfolgreichem Verlauf würden wir dann die Produktionseinführung übernehmen. »Nein, so habe ich das nicht gemeint, es sind auch umfangreiche Untersuchungen erforderlich, wobei ein positives Ergebnis nicht sicher ist, und dazu fehlt im Institut die Kapazität.« Schließlich schlug ich vor, dass unser Betrieb als Serviceleistung an den vom Anwender gefertigten Hülsen magnetische Messungen vornehmen und, falls erforderlich, auch metallografische Untersuchungen durchführen würde. Das jedoch wurde aus Gründen der Geheimhaltung abgelehnt. Wir einigten uns auf Messringe, die vom Anwender

aus jeder Stange hergestellt und bei uns untersucht würden. Die magnetischen und metallografischen Untersuchungen an diesen Ringen brachten im Folgezeitraum den Beweis, dass die von unserem Betrieb garantierten Werte eingehalten wurden. Die Verhandlungen wurden dann vom zentralen Vertragsgericht der DDR geleitet. Es erfolgte eine Betriebsbesichtigung, die von dem Vertragsrichter durchgesetzt wurde. Dabei zeigte sich, dass ein großer Teil der gefertigten Hülsen feinste, mit bloßem Auge nicht sichtbare Risse aufwies, die im Magnetsystem die Wirkung eines Luftspalts hatten, was natürlich die Einhaltung der geforderten Magnetisierungskurve unmöglich machte. Unser Betrieb erklärte sich bereit, das gesamte vorhandene Material zum Metall- beziehungsweise Schrottwert zu übernehmen. Die Einmischung der Staatssicherheit und des zentralen Vertragsgerichtes der DDR brachte mich zu der Vermutung, dass die von dem Betrieb in Schleusingen hergestellten Teile als Bauteile für die Grenzsicherungsanlagen, möglicherweise für den Bau der sogenannten »Anlage 501«, bekannt als Selbstschussanlage SM-70, verwendet wurden. Wir hörten auch nie wieder davon, was daran liegen mag, dass dieses Projekt sowieso obsolet geworden war, denn die DDR begann später auf Drängen der Bundesrepublik und motiviert durch einen Milliardenkredit diese Teile der Grenzsicherungsanlagen abzubauen.

Mitte des Jahres 1979 kam eine neue umfangreiche Aufgabe auf mich zu. Die DDR übernahm von der UdSSR die Lizenzproduktion eines streng geheimen Gerätes, über dessen Eigenschaften und Verwendung ich nie offiziell etwas Genaueres erfahren habe. Unser Betrieb lieferte dazu Wickelkerne aus einer hochpermeablen, weichmagnetischen Legierung an einen Betrieb in Weida bei Gera, dabei mussten bei der Fertigung und Kontrolle dieser Kerne die von der

UdSSR übergeben Vorschriften exakt befolgt werden. Problematisch war die strenge Geheimhaltung, alle schriftlichen Vorgänge oder Unterlagen wurden als vertrauliche Dienstsache (VD) oder vertrauliche Verschlussache (VS) behandelt. Für die Fertigung dieser Kerne wurde eine gesonderte Produktionsstätte errichtet, zu der nur bestimmte Personen Zutritt hatten, der mit einem vierstelligen, regelmäßig geänderten Zahlencode möglich war. Erst nach Eingabe des Code konnte die Zugangstür geöffnet werden. Das ganze Vorhaben wurde als »Wickelkern komplett« bezeichnet. Für Bestellungen von Geräten und Material erhielten wir zur Sicherung der kurzfristigen Lieferung eine Kennnummer, die kurioserweise mit den Ziffern 007 begann, deshalb setzte sich wegen der außergewöhnlichen Geheimhaltung im Betrieb als eine Art »running gag« in Anspielung auf die James-Bond-Filme die Bezeichnung »007« für das Projekt durch. Allerdings war die Realisierung dieses Vorhabens keineswegs lustig, sondern brachte sehr viel Arbeit und Ärger mit sich.

Zunächst erfolgten viele und zeitraubende Verhandlungen zur Sicherung der technischen Bedingungen für die Produktionsstätte. Ein Problem war die Kernwickelanlage für die Fertigung der Kerne, es wurde ein Import aus Japan genehmigt und dazu musste ich die Verhandlungen mit den Vertretern der Lieferfirma in Berlin führen. Die Lieferzeit betrug zwölf Monate, was war für die Realisierung des »Gesamtvorhabens« zu lange war. Es wurde eine andere Lösung gesucht, der Betrieb »Sondermaschinenbau Gornsdorf« erhielt die Auflage, nach unserer Aufgabenstellung kurzfristig in etwa vier Wochen eine Anlage zu bauen. Die termingerecht von Gornsdorf gelieferte Anlage funktionierte sehr präzise und wurde ständig verwendet und später stellte sich heraus, dass die aus Japan gelieferte Anlage unbrauchbar war, es folgten hartnäckige Reklamationsverhand-

lungen und schließlich eine Nachbesserung durch die Lieferfirma. Zwischenzeitlich wurden die Technologie zur Herstellung der Kerne, die entsprechende Prüf- und Kontrolltechnologie, die Kontroll- und Freigabevorschriften für das Vormaterial, die Qualitätsprüfvorschriften für die Kerne und schließlich die sogenannten »Technischen Bedingungen für den Kern komplett« ausgearbeitet. Dabei musste berücksichtigt werden, dass für jeden Kern während des gesamten Garantiezeitraumes schriftlich nachweisbar war, wer zu welchem Zeitpunkt an welcher Anlage nach welcher Technologie den Arbeitsschritt durchführte und wer dies kontrollierte. Der Garantiezeitraum wurde zunächst für zwölf Jahre und später dreizehn Jahre Lagerzeit unter vorgeschriebenen Bedingungen festgelegt. Die Beanspruchungs-, also Arbeitszeit der Kerne lag nur im Minutenbereich.

Für den Beginn der Produktion erhielten wir das erforderliche weichmagnetische Band der Dicke 0,02 Millimeter aus der UdSSR. Es handelte sich um die russische Legierung NM 79, die im Stahlwalzwerk Leningrad hergestellt wurde, doch mit diesem Band konnten die geforderten magnetischen Eigenschaften der Kerne nicht annähernd erreicht werden. Also erfolgten neue Verhandlungen mit den Russen mit dem Ziel, dass wir das Vormaterial selbst herstellten. Nach langen Verhandlungen mit Darlegung der Eigenschaften und unseren technischen Möglichkeiten erhielten wir die Zustimmung und schon mit der ersten Versuchscharge unseres Materials konnten die geforderten Werte mühelos erreicht werden. Ich erinnere mich bei der Beschaffung der Anlagen an zwei Probleme. Die Wärmebehandlung der Kerne sollte unter Vakuum erfolgen, wir brauchten also einen Vakuumglühofen, der in der ČSSR bei Tesla hergestellt wurde. Die Lieferzeiten lagen bei mehreren Jahren, trotz-

dem erhielten wir diesen Ofen innerhalb weniger Wochen. Für die Prüfung der klimatischen Forderungen - die Kerne mussten je 96 Stunden Temperaturen von minus 60 Grad und plus 130 Grad Celsius ausgesetzt werden - brauchten wir einen Klimaprüfschrank, der eigentlich nicht beschaffbar war. Doch auch diesen erhielten wir ohne Probleme innerhalb weniger Wochen. Die Produktion lief recht gut, ab und zu gab es Probleme, die aber immer geklärt werden konnten. Etwa 1986/87 wurde die Produktion eingestellt, das hing offenbar mit der Aussetzung beziehungsweise Einstellung der Raketenaufrüstung der UdSSR durch Gorbatschow zusammen.

[...]

Am 11. April 1982, am Ostersonntag, wurde Neidthard morgens gegen 08:00 Uhr am Grenzübergang Johannegeorgenstadt verhaftet und nach einem mehrstündigen Verhör nach Chemnitz in die Untersuchungshaftanstalt des MfS am Kaßberg gebracht. Er und ein paar Freunde aus Aue hatten sich mit einigen Freunden, die früher in Aue und nun in Westberlin lebten, in Nejdeket getroffen, einem Ort gleich hinter der Grenze in der Nähe von Johannegeorgenstadt. Erst nach seiner Entlassung erfuhren wir von ihm den Grund für die Festnahme und spätere Verurteilung - er hatte eine Kopie eines Schreibmaschinenmanuskripts von Wolf Biermann bei sich, das kurze Zeit später im »Spiegel« und einem Buch veröffentlicht wurde. Seine westdeutschen Freunde hatten den Text - aus welchem Grund auch immer - mitgebracht und Neidthard hatte das Blatt an sich genommen und, zusammen mit einer Schallplatte von Pannach und Kunert mit dem Titel »Für uns, die wir noch hoffen«, in seinem Rucksack versteckt. An der Grenze wurde er schon erwartet, der für Häftlingstransporte umgebaute Barkas-Transporter, der ihn in die Untersuchungshaftanstalt des MfS nach Karl-Marx-Stadt bringen

sollte, stand schon bereit. Mir war sofort klar, dass einer seiner Auer »Freunde« ihn bei der Staatssicherheit angezeigt hatte, aber Neidthard wies diese Vermutung empört zurück. Erst viel später stellte sich heraus, dass ich mit meiner Vermutung Recht hatte und dass sein bester Freund Matthias F. als IM im Dienst des MfS stand. Neidthard durfte während der Untersuchungshaft alle zwei Monate für eine halbe Stunde Besuch von Verwandten ersten Grades empfangen, den zweiten Termin nahm Renate wahr und ich den dritten - Neidthard war über sieben Monate in Untersuchungshaft - wegen eines Blattes Papier mit ein paar Sätzen von Biermann darauf! Als Renate ihn besuchte, wartete ich in der Nähe des Eingangstores auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf sie, das Auto stand etwa 400 Meter vom Eingang entfernt, der Bereich direkt vor der Anstalt war gesperrt. Sie kam mit bekümmertem, sorgenvollem Gesicht, aber aufrechten Ganges aus dem Gefängnis, doch kurz hinter dem Haupttor brach sie auf dem Fußweg zusammen und ich konnte sie gerade noch halten, sonst wäre sie auf den Boden gesunken. Ihre schwere und nach den Möglichkeiten jener Zeit in der DDR nicht optimal behandelte Diabetes führte in außergewöhnlichen Stress- und Belastungssituationen mitunter dazu, dass sie rapide unterzuckerte. Das war also eigentlich zu erwarten, was mich schockierte war vielmehr die Tatsache, dass die am Eingang stehenden Wachen nicht nur keine Hilfe leisteten, sondern noch höhnisch lachten. Ich bat schriftlich um eine Aussprache mit dem Staatsanwalt, aber ich erfuhr von ihm nicht, warum Neidthard festgenommen wurde und meine Bitte, an der Gerichtsverhandlung teilnehmen zu dürfen, wurde strikt abgelehnt. Die Schallplatte war zwar unerwünscht, aber nicht direkt verboten, so kam nur der Besitz eines Blattes Papier mit Biermanns Text zur Anklage. Das war sein Vergehen, dafür

wurde er nach den Paragraphen 106 und 108 des Strafgesetzbuches der DDR wegen »staatsfeindlicher Hetze« und, weil es in dem Text um Polen und die dortige Gewerkschaftsbewegung ging, wegen »Staatsverbrechen gegen ein anderes sozialistisches Land« zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt und kam zum Strafvollzug in das Gefängnis nach Cottbus. Der inkriminierte Text lautete folgendermaßen: *»Wir wollen im streng marxistischen Sinn nicht gegen die Religion kämpfen, Genossen! Lasst die Arbeiter auf der Lenin-Werft in Danzig ruhig ein Bündnis mit dem lieben Gott schließen! Lasst sie beten, solange sie gegen ihre wirklichen Unterdrücker frech sind! Denn wen wundert's, wenn die revolutionären Arbeiter dick befreundet sind mit dem lieben Gott der Katholiken, verbündet mit der Schwarzen Madonna von Tschenstochau, verkuppelt mit der Kirchenobrigkeit, verliebt in den Polen auf Petri Stuhl. Lieber Gott im Herzen als Marx im Arsch.«* (Biermann, Wolf: Verdrehte Welt - das seh' ich gerne. Kiepenheuer & Witsch 1982)

Das Jahr 1982 brachte wieder viel Arbeit. Von den Mitarbeitern der Forschungsabteilung mussten in Zusammenarbeit mit den Technologen die Technologien und Arbeitsvorschriften für die neue Anlagentechnik vorbereitet werden. Da mein Vorgesetzter, der technische Direktor, die neue Gießerei übernehmen sollte, wurde er in die Arbeitsgruppe zur Realisierung des Vorhabens »Sonderwerkstoffe« einbezogen. Vom ehemaligen Verantwortungsbereich des technischen Direktors wurden ab 1. Oktober 1982 die Hauptmechanik mit den Werkstätten und der Rekonstruktionsabteilung sowie das Konstruktionsbüro abgetrennt und dem neuen technischen Direktor unterstellt. Die Bereiche Forschung, Technologie, das Neuererwesen und die Abteilung Standardisierung wurden als Bereich »Forschung und Technologie« mir unterstellt. Das brachte für mich wesentlich

mehr Arbeit und Verantwortung, aber die Arbeit machte mir Freude. Erstaunlich war, dass ich mich eigentlich auf alle Mitarbeiter verlassen konnte, es gab so gut wie keine Beanstandungen von meiner Seite vorzubringen. Auch zu den Mitarbeitern der Abteilung Technologie entwickelte sich schnell ein gutes Verhältnis.

Neben der Mitarbeit am Vorhaben »Sonderwerkstoffe«, das im vollen Gange war, wartete eine neue Aufgabe. Im Spätherbst begannen die Verhandlungen mit japanischen Firmen zur Lizenzproduktion einer Farbbildröhre für Fernsehgeräte. Anlässlich eines Besuches von Erich Honecker in Japan erfolgte eine Lizenzübernahme zur Fertigung von modernen Farbbildröhren. Das Gesamtvorhaben umfasste das Röhrenwerk einschließlich der Fertigung der Einbauteile, das dem »Werk für Fernsehelektronik Berlin« angegliedert war, sowie ein Glaskolbenwerk in Weißwasser. Die Sonderwerkstoffe sowie die Maskenträgerstifte und Näpfchen sollten von unserem Betrieb beigestellt werden, für die Herstellung der Maskenträgerstifte und Näpfchen waren für unseren Betrieb Anlageninvestitionen in Gestalt von Durchlaufglühöfen und einer Stufenpresse aus Japan vorgesehen. Bei den Verhandlungen erreichte ich, dass für die Qualitätskontrolle für uns zusätzlich ein Elektronenstrahlmikroskop mit Mikrosonde eingeplant wurde, diese Gerät hat uns später bei unseren Forschungsarbeiten sehr gute Dienste geleistet.

[...]

Vom 20. Juni bis 17. Juli 1984 fuhr ich wieder zur Kur nach Bad Suderode, ich war dort fast ein Stammgast. Im Anschluss an die Kur fuhren Renate und ich für sieben Tage nach Budapest. Wir wohnten in dem Hotel »Budapest«, damals eines der modernsten Hotels der Stadt, es lag am Fuße des Freiheitsberges. Es war eine wunderschöne

ne Zeit und Renate erholte sich recht gut. Als wir nach Hause kamen, erhielt Neidthard kurze Zeit später die Ausreiseerlaubnis zum Verlassen der DDR. Am 17. August bestieg er den Zug nach Berlin, ich glaube es war gegen 06:00 Uhr. Renate und ich gingen mit ihm zum Bahnhof, um uns von ihm zu verabschieden - es wurde ein trauriger Abschied. Ich wusste noch nicht, welche beruflichen Folgen Neidthards Übersiedlung nach Westberlin für mich haben könnte. Am nächsten Tag wurde ich zum Betriebsdirektor bestellt, der Parteisekretär war bei ihm. Der eröffnete mir, dass Neidthard als Sohn für uns für immer verloren sei und deutete an, dass wir uns von ihm loszusagen hätten. Renate und ich waren uns einig, dass wir das niemals tun würden und ich fand mich damit ab, von meiner Leitungsposition abgesetzt zu werden und künftig als Forschungsmitarbeiter oder in der Produktion zu arbeiten. Am nächsten Tag teilte ich das dem Betriebsdirektor mit und fragte ihn, wer, um Gottes Willen, sich denn um den Sohn kümmern sollte, wenn nicht die eigenen Eltern? Unsere Entscheidung hatte keine beruflichen Folgen, auch zu einem späteren Zeitpunkt nicht.

[...]

Gemeinsam mit Technologen erarbeiteten wir für den Anlagenlieferanten eine sogenannte »Grundsatztechnologie« für Werkstoffe mit bestimmten Wärmeausdehnungskoeffizienten und Trägerwerkstoffe für die Mikroelektronik auf der Basis von Eisen-Nickel-Legierungen, für weichmagnetische Werkstoffe und für Thermo-Bimetall-Komponenten. Es wurde ein umfangreiches Werk mit zwanzig Textseiten, dreißig Tabellen, sieben graphischen Darstellungen des Materialdurchlaufes sowie drei Materialfluss-Schemata. Für die Produktion von Farbbildröhren begannen die Material- und Teilelieferungen. Auch hier gab es zu Beginn eine Reihe von Problemen mit

dem Kunden zu klären. Wir planten 1985 im Rahmen eines Forschungs-Staatsplanthemas, eine Versuchsanlage zur Herstellung amorpher Bänder aufzubauen und die Versuchsproduktion bis fünf- undzwanzig Kilogramm Chargengewicht aufzunehmen und wir nahmen die Konstruktion der Gesamtanlage und der Bauteile in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung Dresden in Angriff.

Das Jahr 1986 begann für mich wieder mit Reklamationsverhandlungen. Mertik Quedlinburg machte uns für Ausfälle an fertigen Temperaturwächtern für Kühlschränke und für Werkzeugschäden beim Stanzen und Prägen der Teile verantwortlich - ich fuhr mindestens zweimal im Monat nach Quedlinburg. Das Röntgenröhrenwerk Rudolstadt versuchte ebenfalls, uns für Ausfälle in der Produktion von Röntgenröhren zur Verantwortung zu ziehen, auch diesen Betrieb besuchte ich mehrmals. Gemeinsam mit einem Technologen unseres Betriebes kontrollierte ich zwei Tage lang den gesamten, technologischen Durchlauf in diesem Betrieb. Der Betrieb Mikroelektronik Zehdenick hatte Probleme bei der ätztechnischen Herstellung von Trägerstreifen für elektronische Bauelemente, auch in diesem Betrieb sahen wir uns den technologischen Ablauf an. Ein neues Problem trat mit dem Hersteller von Stereotontöpfen für Radiorecorder auf - die Standzeit dieser Köpfe war wegen zu hohem Verschleiß ungenügend und wir untersuchten Köpfe aus Japan mit höherer Standzeit. Mit dem innerhalb der Investition für die Farbbildröhre angeschafften, Elektronenstrahlmikroskop konnten wir Materialzusammensetzungen bis zu einer Fläche von einem tausendstel Quadratmillimeter bestimmen. Wir stellten fest, dass in dem Material der untersuchten Tonköpfe, einer Nickel-Eisen-Legierung mit 79 % Nickel und 5 % Molybdän, zusätzlich noch geringe

Mengen Titan enthalten waren. Also stellten wir diesen Werkstoff her, um das Problem zu beheben. Ab Mitte des Jahres begannen wir mit dem Aufbau der Anlage zur Herstellung amorpher Bänder.

Am Freitag, den 22. Mai 1987, vollendete ich mein 60. Lebensjahr und wir hatten uns vorgenommen, es war Renates Idee, diesen Geburtstag mit Angehörigen und Arbeitskollegen gemeinsam zu feiern. Wir reservierten die Gaststätte »Hohes Rad« ab 15:00 Uhr und machten mit unseren Arbeitskollegen eine Wanderung vom Bahnhof Grünstädtel zum Hohen Rad bei Crandorf. Wir hatten zunächst ein gemeinsames Kaffeetrinken und später dann Abendbrot vorgesehen, zwischendurch gestalteten die Arbeitskollegen ein kleines Programm mit Gesang und kleinen Sketchen. Für den Herbst hatte Renate über das Reisebüro eine Schiffsreise auf der Donau von Bratislava nach Budapest gebucht. Wir wurden mit dem Bus nach Bratislava gebracht, hatten dort ein Programm und am späten Nachmittag bestiegen wir das Schiff. Es war ein modernes, in Österreich gebautes Schiff, das unter russischer Flagge fuhr, auch die Besatzung bestand aus Russen. Wir waren getrennt in Dreibettkabinen untergebracht. Jedoch war die Reise insgesamt sehr schön. Als wir uns zum Abendbrot an den Tisch setzten, saßen wir mit einem anderen Ehepaar zusammen und wir stellten wir uns als das Ehepaar Kupfer vor, worauf sich unsere Tischnachbarn als das Ehepaar Nickel bekannt machte. Wir haben uns noch oft mit dem Paar an der Bar des Schiffes unterhalten. Hauptgesprächsthema waren natürlich Gorbatschow und seine neue politische Linie.

Im Betrieb wurde die Anlage für amorphe Bänder fertiggestellt und wir begannen mit dem Probetrieb und den Forschungsarbei-

ten.¹⁵ Mit dieser Anlage war es möglich Bänder der Dicke 0,02 bis 0,03 Millimeter zu gießen. Die Schmelze wurde über eine Düse auf eine gekühlte, schnell rotierende Walze aus einer Kupferlegierung gedrückt. Dabei kühlte das Material mit einer Abkühlungsgeschwindigkeit von etwa einer Million Kelvin je Sekunde ab. Das führte dazu, dass keine Kristallbildung entstand, das Material erstarrte amorph. Es handelte sich um Eisen-Silizium- oder Kobalt-Silizium-Legierungen mit einem Zusatz von Bor als sogenannter Glasbildner. Als Schwerpunktthemen der Forschung wurden Trägerstreifen für die Ätztechnik und Kupferlegierungen für Leistungsschaltkreise bearbeitet. Die Qualitätsprobleme mit den Betrieben Mertik Quedlinburg, Röntgenröhrenwerk Rudolstadt und Mikroelektronik Zehdenik beschäftigten mich weiterhin stark. 1987 wurde die Produktion der Erzeugnisse »Wickelkern komplett« völlig eingestellt, sie war bereits 1986 vermindert worden. Offensichtlich hatte dies mit den Friedensbemühungen Gorbatschows zu tun. In einem Verfahren beim zentralen Vertragsgericht konnten wir Forderungen für begonnene Produktion und Vormaterial in Höhe von 400.000 Mark durchsetzen.

[...]

Vom 7. bis 14. Oktober 1989 flog ich mit zwei Mitarbeitern aus der Forschungsabteilung nach Ungarn, um an einer Fachtagung für Sonderwerkstoffe am Balaton teilzunehmen. Sie fand in einer Feri-

15: Amorphe Metalle: Legierungen, die auf atomarer Ebene keine kristalline, sondern eine amorphe Struktur aufweisen und trotzdem metallische Leitfähigkeit zeigen. Dies wird durch rasches Abkühlen der Schmelze erreicht, das den Atomen die Beweglichkeit nimmt, bevor sie die Kristallanordnung bilden können. Die nötige Abkühlrate betrug für die ersten amorphen Metalle noch bis zu 1 Mio. K/s.

enanlage der ungarischen Regierung statt und wir wohnten in einem Ferienhaus mit zwei Schlafzimmern, Wohnzimmer, Küche und Bad. Es nahmen sehr viele Fachleute aus der Bundesrepublik teil. Von meinen Mitarbeitern wurden Vorträge über Planheitsmessung an Bändern sowie Herstellung und Eigenschaften von amorphen Bändern gehalten. Wir flogen am Sonntag, den 15. Oktober, am Vormittag zurück nach Dresden, am Samstag waren wir vom Balaton schon nach Budapest zurückgekehrt. Ich sah dort an einem Zeitungsstand die westdeutsche »Bild«-Zeitung mit der Schlagzeile: *»Nächsten Mittwoch nimmt Erich Honecker seinen Hut.«* Als ich in das Hotel zurückkam, erzählte ich es meinen Arbeitskollegen, doch wir konnten das nicht glauben und lachten darüber. Aber wie sich bald herausstellte, war es ernst. Anfang August suchten in den Botschaften der Bundesrepublik in Prag, Budapest und Warschau sowie in der bundesdeutschen Ständigen Vertretung in Ost-Berlin DDR-Bürger Zuflucht, um in die BRD zu gelangen. In Berlin hatten 130 Ausreisewillige Zuflucht gesucht. Wesentlich mehr waren es in den Botschaften in Prag, Warschau und Budapest. Die Ständige Vertretung in Ost-Berlin wurde schließlich von der BRD geschlossen. Erst einen Monat später räumten die letzten DDR-Bürger freiwillig die Vertretung in Berlin. Im September gründeten dreißig DDR-Regimekritiker in Grünheide bei Berlin das »Neue Forum«. Am 19. September wurde die Zulassung des »Neue Forums« als politische Partei vom Innenministerium der DDR abgelehnt, jedoch erkannte die SED im Oktober das »Neue Forum« als Gesprächspartner an.

In der bundesdeutschen Botschaft in Prag befanden sich etwa 6.000 ausreisewillige DDR-Bürger. Am 27. September traf der Außenminister der Bundesrepublik, Hans-Dietrich Genscher, mit Vertretern der DDR und der ČSSR eine Vereinbarung zur einmaligen

Ausreise dieser DDR-Bürger. Sie durften in versiegelten Sonderzügen über die DDR in die Bundesrepublik reisen, auf DDR-Territorium erhielten die Flüchtlinge Urkunden über die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR. Wenige Tage später suchten wieder Tausende DDR-Bürger in der bundesdeutschen Botschaft in Prag Zuflucht. Am 3. Oktober willigte die DDR-Führung abermals ein, die »einmalige« Regelung erneut anzuwenden, gleichzeitig wurde am 3. Oktober der visafreie Verkehr zwischen der DDR und der ČSSR durch die DDR-Führung eingestellt. Am Dresdener Hauptbahnhof kam es zu schweren Unruhen, als etwa 3.000 Menschen versuchten, Zugang zu den passierenden Flüchtlingszügen zu bekommen. Auch an der Grenze zwischen Ungarn und Österreich hatten sich viele DDR-Flüchtlinge - teilweise mit ihren Autos - angesammelt. Die Grenze wurde von Ungarn ebenfalls geöffnet. Als wir am 7. Oktober in Budapest ankamen, fragten uns Taxifahrer, ob wir zur österreichischen Grenze wollten.

Trotz aller Verfallserscheinungen feierte die Führung der DDR das vierzigjährige Bestehen der Republik. In seiner Festansprache bezeichnete Honecker die DDR als »*Bollwerk gegen den Imperialismus*« und als »*Wellenbrecher*« der sozialistischen Länder. Abseits der Feierlichkeiten forderte Gorbatschow vergeblich Reformen von der DDR-Führung. Seine Worte »*Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben*« gingen um die Welt und wurden zum Schlagwort. Während der Feierlichkeiten bildeten sich in einigen Städten deutlich vernehmbare Gegendemonstrationen, am 8. Oktober gingen nach dem Montagsgebet in der Nikolaikirche in Leipzig 75.000 Menschen auf die Straße. Erstmals erklang auf der Demo der Slogan »*Wir sind das Volk*«. Die Stimmung war sehr aufgeheizt, weil man nach dem brutalen Vorgehen der Sicherheitskräfte mit gewaltsamen Reaktio-

nen der Staatsmacht rechnete. Ich sorgte mich um Wolfhard, er war als Lehrer in Leipzig tätig und wohnte dort und ich war mir ziemlich sicher, dass er an den Demonstrationen teilnehmen würde.

Die Politbüro-Sitzung der SED beschloss am 17. Oktober 1989 die Ablösung Honeckers und die Wahl von Egon Krenz zum Generalsekretär. Nach achtzehnjähriger Herrschaft über den Staat und den Parteiapparat trat Honecker von all seinen Ämtern zurück, seine politische Uhr war abgelaufen. Die Montags-Demonstration in Leipzig hatte sich am Vortag erneut ausgeweitet, es waren 100.000 bis 120.000 Menschen erschienen. Anfang November wurde der Alexanderplatz in Berlin Schauplatz der größten, nichtstaatlichen Demonstration. Etwa eine Million Menschen forderten Reformen, freie Wahlen, Rechtsstaatlichkeit, Reisefreiheit und Abschaffung des Machtmonopols der SED. Am 7. November trat das gesamte Kabinett von Willi Stoph zurück. Am 8. November wurde ein neues Politbüro unter Krenz gebildet. Am 9. November um 18:57 Uhr teilte Schabowski, von einer Sitzung des Zentralkomitees der SED kommend, auf einer im Fernsehen übertragenen Pressekonferenz wie beiläufig mit, dass eine neue Reiseregelung beschlossen wurde. Auf Nachfragen kramte er einen Zettel hervor und verlas den Ministerratsbeschluss. *»Privatreisen nach dem Ausland können ohne Voraussetzungen beantragt werden... Die zuständigen Volkspolizeikreisämter der DDR sind angewiesen, Visa zur ständigen Ausreise unverzüglich zu erteilen. Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen zur BRD beziehungsweise zu Westberlin erfolgen.«* Auf die Frage eines Journalisten, ab wann diese Regelung gilt sagte er: *»Ich denke sofort, ja, ab sofort.«* Noch in der Nacht stürmten die Menschen die Grenzübergangsstellen, um in den »Westen« zu fahren. Am nächsten Tag standen vor den Volkspolizeikreisämtern

Menschenschlangen, die alle Reisepässe beantragten. Diese Pässe enthielten ein Dauervisum für alle Länder - unbeabsichtigt hatte die DDR-Führung den Fall der Mauer ausgelöst.

Am 13. November 1989 wurde der Ministerrat endgültig abberufen. Trotz Öffnung der Grenzen ebten die Demonstrationen nicht ab. Anfang Dezember, zwei Tage nach der Streichung des Machtmonopols der SED aus der Verfassung der DDR, trat das Zentralkomitee sowie das gesamte SED-Politbüro mit Krenz an der Spitze zurück. Die Geschäfte der Partei leitete bis zum Sonderparteitag übergangsweise ein Arbeitsausschuss, dem Gregor Gysi und Markus Wolf angehörten. Der »Runde Tisch« erreichte ab 7. Dezember die Mitwirkung der Opposition an den Entscheidungen der neuen Regierung. Als Ergebnis der ersten Sitzungsperiode verständigte man sich darauf, baldmöglichst eine neue Verfassung auszuarbeiten, das Amt für Nationale Sicherheit, wie das ehemalige MfS übergangsweise hieß, mit sofortiger Wirkung aufzulösen und freie Wahlen abzuhalten. Als Termin für die Wahlen wurde der 6. Mai 1990 ins Auge gefasst.

Am 8. Dezember fand der außerordentliche Parteitag der SED statt. Politbüro und Zentralkomitee wurden abgeschafft und durch einen Vorstand ersetzt. Als Vorsitzender wurde Gregor Gysi gewählt, seine Vertreter waren Hans Modrow und Wolfgang Berghofer und es wurde beschlossen, dem Parteinamen SED künftig die Kürzel »PDS« für »Partei des Demokratischen Sozialismus« anzuhängen. Im Dezember wurde die Regierung unter Hans Modrow gebildet, in seiner Regierungserklärung kündigte Modrow an, die Wirtschaft aus der Krise zu führen und ihr Stabilität zu verleihen, Reformen des politischen Systems einzuleiten und die Rechtsstaatlichkeit zu stärken. Eine Wiedervereinigung lehnte er klar ab.

Bundeskanzler Helmut Kohl traf sich in Dresden mit dem neuen Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Hans Modrow. Es wurde unter anderem die Öffnung des Brandenburger Tors für Fußgänger ab 22. Dezember und ein neuer Umtauschkurs West zu Ost von 1:3 vereinbart. Kohl hielt eine kurze Ansprache an Tausende von Demonstranten und erklärte die Wiedervereinigung zu seinem politischen Ziel. Die Massen riefen immer wieder *»Deutschland einig Vaterland«*. Mit der Vorlage seines Zehn-Punkte-Planes zur deutschen Einheit überraschte Helmut Kohl den Bundestag, die Öffentlichkeit und das Ausland. Der Plan sah erste Maßnahmen nach der Verfassungsänderung der DDR vor. Nach Abhaltung freier Wahlen sollte ein Staatenbund geschaffen werden, mit dem Ziel einer deutschen Förderation. Als Ziel verfolgte Kohl eindeutig *»die Wiedererlangung der staatlichen Einheit Deutschlands«*, eingebettet in den *»gesamt-europäischen Prozess«*.

Bei den Montagsdemonstrationen, die sich nach und nach auf weitere Städte ausweiteten, wurde die Parole *»Wir sind das Volk«* mehr und mehr übertönt durch den Ruf nach der Wiedervereinigung. Im Februar führte der Rücktritt dreier CDU-Minister aus dem Kabinett Modrow zu einer Regierungskrise. Am 5. Februar wurden acht Minister aus den Reihen der Oppositionsparteien in die sogenannte *»Regierung der nationalen Verantwortung«* durch die Volkskammer bestätigt. Es wurde beschlossen, die Wahlen auf den 18. März vorzuziehen. Das Wahlergebnis überraschte, ein Bündnis aus der Deutschen Sozialen Union (DSU), der DDR-CDU und dem Demokratischen Aufbruch (DA) erzielten 47,8 % der Stimmen. Die PDS erreichte nur 21,8 %. Neuer Ministerpräsident wurde der CDU-Vorsitzende Lothar de Maiziere. Am 18. Mai 1990 wurde der Vertrag über die Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion zwi-

schen der BRD und der DDR abgeschlossen. Das führte zur Währungsumstellung auf DM ab 1. Juli, damit hatten nun alle die von den Meisten ersehnte D-Mark. Im Mai begannen die »Zwei-plus-Vier-Gespräche« zur Wiedervereinigung, die schließlich im September zu einer einvernehmlichen Lösung führten.

Im Mai besuchten wir, der Betriebsdirektor, ein Direktor und ich, mehrere Betriebe in der Bundesrepublik, unter anderen die Stolberger Metallwerke und Kabel-Metall in Osnabrück. Interessant für mich war, dass diese relativ großen Betriebe über wesentlich weniger Anlagen und Geräte für die Qualitätsprüfung verfügten. Wir erhielten seit einiger Zeit regelmäßig Besuche von Mitarbeitern der Firmen in der BRD, deren Produktionsprofil etwa dem unseres Betriebes entsprach, so zum Beispiel von der Vacuumschmelze Hanau, den Metallwerken Stolberg, der Deutschen Nickel, dem französischen Halbzeughersteller Imphy Alloys S.A. und anderen. Sie sahen sich unseren Betrieb an und sprachen mit uns über Produktionsprofil, Qualitätsprüfung und Wirtschaftlichkeit, auch sogenannte »Berater« erschienen bei uns im Betrieb, das waren ehemalige Wirtschaftsfachleute, die bereits im Ruhestand waren. Ihre Besuche brachten keine Ergebnisse und die Gespräche mit ihnen keinerlei Vorschläge. Ich erinnere mich an einen dieser Fachmänner, mit dem ich mehrmals stundenlange Gespräche führen musste. Er stellte Fragen zur Produktion, Technologie, Qualitätssicherung sowie zu Forschung und Entwicklung in unserem Betrieb. Am Ende sagte er mir ratlos, dass er nicht wüsste, was wir ändern, geschweige denn verbessern sollten. Unsere Forschungskonzeption, in der DDR als »Forschungs-Nomenklatur« bezeichnet, war sehr gut, es gab drei verschiedene Forschungsarten:

1. Die **Grundlagenforschung**, Kurzbezeichnung G, mit vier Stufen

von G1 bis G4, wurde fast ausschließlich in den Instituten durchgeführt. Damit sollten Neuentwicklungen erforscht werden. In den einzelnen Stufen gab es Verteidigungen, in deren Ergebnis über die weitere Bearbeitung entschieden wurde. Bei der Verteidigung der G4 wurde entschieden, ob und wo Anschlussarbeiten durchgeführt werden. Je nach Ergebnis konnten Entwicklungsarbeiten in der A- oder G-Forschung weitergeführt werden.

2. Die **angewandte Forschung**, Kurzbezeichnung A, ebenfalls mit den Stufen von A1 bis A4. Mit diesen Arbeiten sollte untersucht werden, ob aus einem Ergebnis der Grundlagenforschung eine Anwendung und Nutzung in der Produktion möglich ist und ob eine Verfahrensentwicklung eingeleitet werden sollte. Es wurde ebenfalls in den Verteidigungsstufen jeweils über die weitere Bearbeitung entschieden.
3. Die **Verfahrensentwicklung**, Kurzbezeichnung V, sie umfasste zehn Stufen, die von V1 bis V5 im kleintechnischen Versuch und von V6 bis V10 im großtechnischen Versuch reichten. Die Verteidigungsstufen waren hier V2, V5, V7 und V10. Je nach Ergebnis und Größe der zu erwartenden Produktion wurde an die V5 die Überleitung in die kleintechnische Serienproduktion - V5Ü - beziehungsweise die Überleitung in die großtechnische Serienproduktion - V10Ü - angeschlossen. Bei der großtechnischen Nutzung wurde nach der V10Ü meist mit der V11 mit einer Laufzeit von ein bis zwei Jahren noch die Sicherung der Produktion durch die Entwickler der Forschung angeschlossen. Bei der Verteidigung der Stufen V2 und V7 mussten potentielle Anwender des Erzeugnisse und damit der Bedarf nachgewiesen werden. Ab diesem Zeitpunkt sollten die Anwender einbezogen werden und es wurde entschieden, wie die Standardisierung parallel zu den For-

schungsarbeiten zu bearbeiten ist. Für die Standardisierung gab es die Stufen St1 bis St4.

Die Dringlichkeit und Bedeutung der Forschungsarbeiten war daran zu erkennen, ob dieses Thema in der Verantwortung des Betriebes oder der des Ministeriums lag, traf letzteres zu, so wurden sie als »Staatsplanthema« bezeichnet und vom Ministerium für Wissenschaft und Technik sowie dem zuständigen Wirtschaftsministerium kontrolliert. Rein theoretisch war also die Planung und der Ablauf der Forschungsarbeiten eindeutig geregelt und es hätte nichts daneben gehen können. Trotzdem gab es immer wieder Probleme und die Ergebnisse und Effektivität waren nicht optimal. Das hatte neben den Problemen in der Beschaffung von erforderlichem und geeignetem Vormaterial eine Reihe anderer Gründe:

1. Die betrieblichen Forschungsthemen wurden ausschließlich vom Betrieb geplant, das führte oft zur einseitigen Vertretung betrieblicher Interessen. Dazu kam, dass in der DDR bis zuletzt eine Mangelversorgung bestand, also der Betrieb keine Notwendigkeit zur Entwicklung neuer Erzeugnisse sah, da er produktionsmäßig ausgelastet war. Weiterhin gab es in der DDR eine Produktionsbereinigung, normalerweise gab es also keinen Konkurrenzproduzent innerhalb der DDR. Die Betriebe waren also auch aus diesem Grund nicht gezwungen, bestehende Erzeugnisse weiterzuentwickeln und zu verbessern.
2. Es war sehr schwer, für ein neues oder weiterentwickeltes Erzeugnis die in der Produktion erforderlichen, anlagentechnischen Voraussetzungen kurzfristig zu erfüllen. Dazu kam, dass die Produktionsabteilungen die Verantwortung für ein neues Erzeugnis nicht übernehmen wollten, sie bezeichneten - meist im Nachhin-

ein - die Forschungsarbeiten als ungenügend. Die Einbeziehung der zuständigen Produktionsabteilungen in die Forschungsarbeiten zu einem frühen Zeitpunkt gelang, zumindest in unserem Betrieb, oft nicht. So mussten Anschlussarbeiten geplant werden und für die Mängel in der bereits angelaufenen Produktion wurde die Forschung verantwortlich gemacht. Das traf insbesondere für hochwertige Erzeugnisse mit sehr hohen Qualitätsanforderungen zu. Man erfand die sogenannte »F.u.E.-Produktion«, die aber wurde in den Produktionsabteilungen hintangestellt, also zuletzt und meist nicht termingerecht bearbeitet. Diese Schwierigkeiten wurden dann als Beweis der Unzulänglichkeit der Forschungsergebnisse herangezogen.

3. Die Anwender forderten fast ausschließlich die Entwicklung von Werkstoffen, die bereits vor allem im westlichen Ausland bekannt waren und erzeugt wurden, das wurde durch die Lizenzproduktion hervorgerufen, Beispiele dafür waren die Lizenz für die Herstellung von Farbbildröhren und Radiorecordern. Von den Anwendern wurden den gleichwertigen Werkstoffen, die im westlichen Ausland erzeugt wurden, besondere Qualitätsmerkmale angedichtet beziehungsweise es wurden gesonderte Qualitätsvereinbarungen behauptet, Beispiel Mertik Quedlinburg. Das bedeutete, dass der Bedarf in der Entwicklungsphase wurde von den Anwendern völlig überzogen dargestellt wurde.
4. Von den Instituten und den Ministerien wurden Entwicklungsaufgaben als Staatsplanthemen festgelegt, für die im Betrieb keine anlagentechnischen Voraussetzungen bestanden beziehungsweise deren Anwendungsmöglichkeiten völlig überzogen waren. Beispiele dafür waren Supraleiter, Mikrodrähte und amorphe Bänder in unserem Betrieb.

5. Obgleich die sogenannte »Forschungsnomenklatur« bei bestimmten Bearbeitungsstufen Entscheidungen zur weiteren Bearbeitung vorsah, gab es bei Staatsplanthemen in der Praxis keine Möglichkeit, ein Thema abzubrechen. Ein eigentlich vernünftiger Abbruch bedeutete eine Nichterfüllung des Planes - mit sehr ernsthaften Konsequenzen für den zuständigen und die übergeordneten staatlichen Leiter. Auch bei Forschungsthemen in der Verantwortung des Betriebes war dies nur sehr schwer möglich.
6. Eine materielle Stimulierung gab es für die Bearbeiter von Forschungsthemen, zum Beispiel bei besonders gutem oder schnellem Erfolg, nicht. Eine Patentanmeldung wurde zwar gefordert, war aber bei »Nachentwicklungen« nicht möglich.

Im Juni hatte ich die Möglichkeit, mit zwei meiner Mitarbeiter an der Metallkunde-Tagung in Osnabrück teilzunehmen und wir konnten den Betrieb Kabel-Metall in Osnabrück erneut besuchen. Ab etwa April/Mai begann im Halbzeugwerk Auerhammer eine Umorganisation. Sie erfolgte unter Anleitung der sogenannten »Treuhandgesellschaft«, die zwischen BRD und DDR gegründet wurde, um die volkseigenen beziehungsweise staatlichen Betriebe zu privatisieren. Zuerst wurden die Abteilungen der Hilfsbetriebe wie Schlosserei, Klempnerei, Bauabteilung und Fuhrpark ausgegliedert, sie sollten sich selbstständig machen. Dann wurde begonnen, die Belegschaft zu reduzieren, insbesondere im Verwaltungsbereich. Man versuchte, die Älteren ab 55 Jahre in den Vorruhestand zu verabschieden, die Jüngeren wurden zu Umschulungslehrgängen geschickt, das gab natürlich unangenehme Diskussionen mit den betroffenen Betriebsangehörigen. Die Forschungsstelle wurde aufgelöst und ein Teil der Mitarbeiter wurden zum Vertrieb versetzt, sie sollten Anwenderbetriebe aufsuchen, um Aufträge zu akquirieren.

Ein anderer Teil beschäftigte sich mit der Ausarbeitung von Technologien für neue Werkstoff-Forderungen, überraschend war, dass jetzt plötzlich die Produktionsabteilungen bereit waren, völlig neue Werkstoffe mit Risiko herzustellen. Unter den Mitarbeitern meines Bereiches gab es in der Zeit viele Diskussionen über das, was wir in der Zukunft zu erwarten hätten. Diese Erwartungen gingen von völlig übertriebenem Optimismus bis zum Schwarzsehen. Als ich einmal in einem Gespräch versuchte darzustellen, wie die Belegschaft sich entwickeln könnte, wurde das von einigen als pessimistisch bezeichnet. Dabei hatte ich nur vorgerechnet, dass in dem Fall, dass wir die volle Produktion von 400 Millionen Mark, also etwa 100 Millionen DM, mit maximal 300 bis 400 von vorher 1780 Belegschaftsmitglieder haben könnten, um eine annehmbare Arbeitsproduktivität von etwa 250.000 DM zu erreichen.

Ab Mitte Juli wurden in der Buntmetallgießerei unter Aufsicht von Polizei und Staatsbank die Neusilbermünzen der DDR, das waren die Fünf- und Zehn-Mark-Stücke, in großen Mengen eingeschmolzen. Ich fühlte mich ab Mitte des Jahres nicht mehr wohl bei meiner Arbeit, ich beschäftigte mich im Wesentlichen damit, nicht notwendige Unterlagen zu vernichten und Forschungs- und Laborberichte zu ordnen. Vom 2. September bis zum 28. September war ich wieder zur Kur in Bad Suderode, das war für mich eine erholsame Abwechslung. Ich fand schnell Freunde, mit denen ich wandern konnte und wir unternahmen Ausflüge in die BRD nach Goslar und Bad Harzburg. Als ich wieder im Betrieb zurück war, wurde mir die Arbeit nahezu unerträglich, obgleich oder gerade weil ich so gut wie nichts zu tun hatte. Jeden Morgen, wenn sich um 06:00 Uhr der Wecker meldete, waren mir das Aufstehen und die Fahrt in den Betrieb zuwider. Schließlich entschied ich mich, mit Beginn des neuen Jah-

res mein Berufsleben zu beenden und in den Vorruhestand zu gehen. Ende November vereinbarte ich das mit dem Betriebsdirektor, er stimmte zu, dass ich ab sofort zu Hause blieb, falls ich gebraucht würde, könnte man mich anrufen. Ab 1. Januar 1991 ging ich offiziell in den Ruhestand und erhielt zunächst ein Übergangsgeld, ab 1. Juni 1992 war ich offiziell Altersrentner.

Der Vertrag zwischen der BRD und der DDR über die Herstellung der Einheit Deutschlands (Einigungsvertrag) wurde am 31. August abgeschlossen, und am 3. Oktober 1990 erfolgte die Wiedervereinigung. Damit existierten fünf neue Bundesländer: Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen - die fünfundvierzigjährige Spaltung Deutschlands war überwunden. Ende des Jahres erklärten die Regierungschefs Europas, der USA und Kanadas in der »Charta von Paris« den Kalten Krieg hochoffiziell für beendet. Kurze Zeit später löste sich der Warschauer Pakt auf.

Rückblick: Wirtschaftspolitische Ursachen für Scheitern der DDR

1989 hatte die DDR gegenüber der Bundesrepublik im Durchschnitt einen Rückstand in der wirtschaftlichen Entwicklung von etwa fünfzehn Jahren. Das traf insbesondere auf die Elektronik und Mikroelektronik zu und damit auf viele Wirtschaftsgebiete, die auf Zulieferungen und damit auf die Entwicklung dieser Industriezweige angewiesen waren. Genauere Daten waren zur damaligen Zeit nicht allgemein bekannt. Es wurde auch unter Kollegen nicht oder kaum darüber gesprochen. Bei der Entwicklung eines neuen Erzeugnisses mussten sogenannte »Weltstandsvergleiche« angefertigt werden, dabei bestand allerdings das Problem, dass dem Entwickler genauere Daten und Informationen zum internationalen, insbesondere westlichen Stand nicht zur Verfügung standen. Es wurden meist nur Katalog- und Normwerte verglichen, die oft ein trügerisches Bild ergaben, da die meisten Hersteller mit ihrem Abnehmer zusätzliche Vereinbarungen trafen. Ich machte mir damals oft Gedanken über die Ursachen des wirtschaftlichen Rückstandes und des Unterschiedes des Lebensstandards gegenüber der Bundesrepublik. Erst jetzt, nachdem ich in der Lage bin, auf zusätzliche Informationen zurückzugreifen, kann ich mir ein einigermaßen zutreffendes Bild darüber machen.

Um die Ursachen vom Beginn an zu berücksichtigen, muss man bis in die Nachkriegszeit zurückgehen. Auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) oder »Ostzone« wurden durch die Sowjetunion zu Reparationszwecken umfangreiche Demontagen in der Wirtschaft und im Binnenverkehr eingeleitet. Allein in der Zeit vom Mai bis Juli 1945 fielen 460 Betriebe der Berliner Industrie und damit gute 75 % der damals noch vorhandenen Kapazitäten der Demontage zu Opfer. In der Folgezeit sollen auf dem Gebiet der späte-

ren DDR nach Schätzungen im Vergleich zum Stand des Jahres 1936 verloren gewesen sein:

- ◆ 82 % der Walzwerke
- ◆ 80 % der eisenerzeugenden Industrie
- ◆ 50 % der Hohlziegelerzeugung
- ◆ 45 % der Zementindustrie
- ◆ 45 % der Papiererzeugung
- ◆ 35 % der Energieerzeugung
- ◆ 30 % der Schuhindustrie
- ◆ 25 % der Textilindustrie
- ◆ 25 % der Zuckererzeugung
- ◆ 20 % des Braunkohlebergbaus
- ◆ 19 % der Brikettfabriken

Die Kriegsschäden einbezogen wurden auf dem Territorium der Sowjetzone durchschnittlich 50 % der industriellen Kapazitäten eingebüßt. Von nahezu allen wichtigen Eisenbahnstrecken wurden Teile der Gleisanlagen abgebaut und als Reparationsgut konfisziert, später wurde zum Wiederaufbau der Gleise der Schienenstahl aus der UdSSR importiert. Aus meiner Heimat Sachsen-Anhalt ist mir bekannt, dass bei der damals elektrifizierten Bahnstrecke Leipzig-Magdeburg die Energieversorgung abgebaut wurde, darunter die Oberleitung und Masten an der Strecke, die gesamte Fernleitung vom Kraftwerk und das damalige Reichsbahnkraftwerk Muldenstein. Die Originalteile des Reichsbahnkraftwerkes Muldenstein wurden zu einem späteren Zeitpunkt in den 1950er-Jahren von der Sowjetunion zurückgegeben. Nach Schätzungen wurden die Reparationen an die Sowjetunion mit 15 bis 18 Milliarden Dollar zu Preisen des Jahres 1938 beziffert. Dazu kamen die Besatzungskosten der Roten Armee,

die zum Beispiel im Jahr 1949 2,2 Milliarden Mark betrugten. Wikipedia schreibt: *»Als die Reparationen 1953 für beendet erklärt wurden, hatte die SBZ/DDR die höchsten im 20. Jahrhundert bekanntgewordenen Reparationsleistungen erbracht. Die Reparationen der DDR betrugten insgesamt 99,1 Mrd. DM (zu Preisen von 1953) – die der BRD demgegenüber 2,1 Mrd. DM (zu Preisen von 1953). Die DDR/SBZ trug damit 97 bis 98 % der Reparationslast Gesamtdeutschlands – pro Person also das 130-fache.«*

Die Anfänge der staatlichen Wirtschaftsplanung reichen bis in den Herbst 1945 zurück. Damals entwarf die sowjetische Militäradministration (SMAD) erstmals Vierjahrespläne zur Steuerung der Produktion strategisch wichtiger Güter wie Kohle, Gas, Energie und so weiter. Mit dem Befehl Nr. 67 der SMAD vom 4. November 1945 wurde deutschen Dienststellen die Aufgabe übertragen, für 1946 volkswirtschaftlich ausgerichtete Vierteljahrespläne zu erarbeiten. Dafür wurden in den Ländern Ämter für Wirtschaftsplanung geschaffen. Um die Zentralgewalt über die Länderhoheit wirkungsvoller durchzusetzen wurde 1947 die »Deutsche Wirtschaftskommission« (DWK) gebildet, die dann zu einem späteren Zeitpunkt in die »Staatliche Plankommission« überging. Die Partei hatte zielstrebig die Kommandohöhen der Wirtschaft mit »zuverlässigen«, speziell dafür auf Parteischulen und Vorstudienanstalten ausgebildeten, Personen besetzt, damit war die Voraussetzung gegeben, um eine auf Machterhalt und Machtstützung zielende Wirtschaftspolitik durchzusetzen. Das Instrument für die Durchsetzung dieser Wirtschaftspolitik war der »Staatsplan«. Mit seiner Hilfe wurde die Zentralgewalt und die Herrschaft der SED-Spitze über die Wirtschaft gesichert, immer stärker setzte sich dabei das Prinzip des Vorranges der Politik vor der Ökonomie durch.

In den Betrieben setzte sich dann später die Gestaltung des Planes wie folgt durch: Anhand von ermittelten Bedarfszahlen der Abnehmerbetriebe wurde ein sogenannter Betriebsplan über die Kombinarsleitung an das zuständige Ministerium eingereicht. Vom Ministerium wurden in der Regel Änderungen in Form von Erhöhungen vorgenommen und an den Betrieb als Planentwurf zurückgeleitet, bis schließlich der verbindliche Plan für das Jahr festgelegt war. In diesem Plan waren sogenannte »Staatsplanpositionen« enthalten, deren Erfüllung Pflicht war. Die Erfüllung des Planes wurde mit Hilfe einer Reihe von Plankennziffern monatlich kontrolliert. In die Plangestaltung griffen in zunehmendem Maße die Partei- und Gewerkschaftsleitungen der Betriebe ein. So war es üblich, dass sich die Betriebsparteiorganisation, sprich der Parteisekretär, nach Inkrafttreten des Betriebsplanes verpflichtete, eine Übererfüllung zwischen 0,5 und 1 % des Planes zu sichern. In der Regel kam es im Laufe des Jahres bei den Anwenderbetrieben zu Bedarfsänderungen, führten diese zu Bedarfssenkungen, dann führte die Einhaltung des Produktionsplanes zu einer Überproduktion, die manchmal als »Staatsreserve« eine bestimmte Zeit eingelagert und dann - teilweise als Schrott - an die Betriebe zurückgegeben wurde. Außerdem wurde am Ende des Jahres, meist in den letzten Dezembertagen, eine »Planpräzisierung« vorgenommen. Das Lächerliche dabei war, dass der Plan so abgesenkt wurde, dass die Übererfüllung, zu der sich die Parteileitung verpflichtete hatte, noch gewährleistet werden konnte. Nach der Bestätigung durch das Ministerium, welches ebenfalls zu einer Planerfüllung verpflichtet und damit an selbiger interessiert war, konnten dem Betrieb die Finanzmittel zur Auszahlung der Jahresendprämie, die an die Planerfüllung gebunden war, übergeben werden.

Wirtschaftspolitisch trat die DDR im Herbst 1950 dem von der Sowjetunion initiierten »Rat für die gegenseitige Wirtschaftshilfe« (RGW) bei. Das Wirtschaftsbündnis leitete über entsprechende Planaufgaben die schrittweise Verschmelzung beider Volkswirtschaften ein. Der DDR-Wirtschaft fielen folgende Aufgaben zu:

1. Sie hatte erstens den Industrialisierungsbedarf der Sowjetunion, den Maschinenbedarf der sowjetischen Landwirtschaft sowie den Bedarf an Transportausrüstungen und Infrastruktureinrichtungen zu decken.
2. Zweitens wurde die DDR Lieferant für Uranpechblende, welche die Sowjetunion zur Atomwaffenproduktion benötigte. Die dafür geschaffene SDAG Wismut beschäftigte 1948/49 etwa 100.000 Arbeiter, Angestellte und Angehörige des ingenieurtechnischen Personals, die gesamte Produktion ging in die UdSSR.
3. Drittens war die mitteldeutschen Traditionsstandorte der Wirtschaft als Lieferant von Technikstandards von Bedeutung. Sie leistete Technologietransfer, auch mit Hilfe des innerdeutschen Handels, aber zu diktierten Bedingungen seitens der UdSSR und ohne Anspruch auf Devisen.
4. Viertens sollte die DDR-Wirtschaft die sowjetische Wirtschaft von zivilen Aufgaben entlasten, um ihr zumindest teilweise den Rücken für kriegswirtschaftliche Produktion frei zu halten.

Neben dem gesamten Uranerz aus der Grundstoffindustrie erhielt die Sowjetunion aus der DDR-Produktion beispielsweise 64 % aller Schiffe, seit 1948 waren das 3.700 Hochsee- und Binnenschiffe in 76 Typen, 60 % der Reisezugwagen und Kühlwagen, seit 1948 75.000 Schienenfahrzeuge, darunter 38.000 Kühlwagen, 50 % der

Werkzeugmaschinen und Krane, seit 1948 belief sich die Summe auf 120.000 Werkzeugmaschinen, 3.000 Raupendrehkrane, 3.000 Eisenbahnkrane, 2.500 Hafenkrane. Unter anderem wurden noch 33 Erdölaufbereitungsanlagen mit einer Jahreskapazität von je 3 Millionen Tonnen und 30 komplette Walzstraßen mit einer Jahreskapazität bis zu je 0,5 Millionen Tonnen geliefert. (Schneider, Gernot: Wirtschaftswunder DDR Anspruch und Realität. Bund-Verlag GmbH Köln, 2. Auflage 1990).

In den amerikanisch, englisch und französisch besetzten Ländern Westdeutschlands wurden wenige oder keine Demontagen der Wirtschaftsbetriebe und Bahnanlagen durchgeführt. Ab 3. April 1948 trat dort stattdessen der Marshallplan, offizieller Name »European Recovery Program« (ERP), in Kraft und Westdeutschland erhielt bis 1957 Sachlieferungen und Kredite in Höhe von 1,7 Milliarden US-Dollar.

Zur Durchsetzung der Wirtschaftspolitik auf dem Territorium der DDR wurden durch die SED-Parteiführung folgende Maßnahmen eingeleitet:

1. Die Kollektivierung der privaten Landwirtschaft - sie erreichte nach meiner Erfahrung bis zum Ende der 1950er-Jahre ihren Höhepunkt. Bis 1961 wurden die Privatbetriebe, teilweise über eine Zwangskollektivierung, nahezu restlos liquidiert. Zum Schluss, um 1986, bewirtschafteten 470 Staatsgüter und 3.900 landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften etwa 95 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche der DDR.
2. Die Bildung der staatseigenen industriellen Basis - auf der Grundlage des »Volksentscheides über die Überführung der Betriebe von Kriegs- und Naziverbrechern in Volkseigentum« wurden zu-

nächst auf Länderebene zahlreiche Betriebe enteignet, zum Beispiel in Sachsen im Juni 1946 1.760 Betriebe vollständig und 101 Betriebe teilweise. Ab August 1946 wurden in allen Ländern der SBZ die Enteignungen der Betriebe, Transportunternehmen, Banken und Versicherungen vorgenommen. Bereits 1952 steuerten die volkseigenen Betriebe (VEB) zusammen mit den 200 mitteldeutschen SAG (Sowjetische Aktiengesellschaft) 89 % der industriellen Bruttoproduktion bei. In der Folgezeit wurden auch die kleinen, privatwirtschaftlichen Unternehmen verstaatlicht.

3. Die Zurückdrängung des privaten Handwerks - ab 1953 wurde die Bildung handwerklicher Produktionsgenossenschaften gefördert, so dass in den folgenden Jahren selbstständige Handwerker nur noch als Kleinunternehmen mit einem bis drei Beschäftigten oder als Familienbetriebe vorhanden waren, in der Mehrzahl Bäcker, Fleischer, kleine Geschäfte, Maler und so weiter.
4. Auf dem Gebiet des Handels wurden der staatseigene Binnenhandel und der staatliche Außenhandel sowie das Valuta-Monopol etabliert.

Ab Anfang beziehungsweise Mitte der 1950er-Jahre wurde von den westlichen Ländern ein Embargo gegen die sozialistischen Ländern verhängt. Dieses Ausfuhrverbot betraf insbesondere moderne und hoch entwickelte Industrieerzeugnisse, aber auch Werkstoffe und Halbzeuge. Das führte zu einer Gefährdung der wirtschaftlichen Entwicklung in der DDR und die Staatsführung leitete nun Maßnahmen zur Eigenversorgung ein. Unter anderem wurde festgelegt, in unserem Betrieb Spezialwerkstoffe herzustellen, die in der Elektrotechnik, der Elektronik, dem wissenschaftlichen Gerätebau und später in der Mikroelektronik dringend benötigt wurden, zunächst wa-

ren das Nachentwicklungen von Erzeugnissen, die in der westlichen Wirtschaft seit Jahren produziert wurden. Möglichkeiten zur Information über die Technologie zur Herstellung dieser Erzeugnisse bestanden nicht. Auch Institute und Hochschulen wurden in diese Entwicklung einbezogen. Später wurde diese zunächst zwangsweise notwendige Eigenentwicklung und Produktion unter dem Schlagwort »Störfreimachung« auf normale Importgüter aus dem westlichen Ausland ausgedehnt. Die negative Auswirkung davon war, dass sich die Wirtschaft immer mehr von der internationalen Entwicklung löste, während sich in der westlichen Wirtschaft eine Globalisierung, also wirtschaftliche internationale Zusammenarbeit, entwickelte. Vor kurzem hatte ich mit ehemaligen Mitarbeitern der Forschungsstelle eine Unterhaltung darüber, wie wohl die DDR, bestünde sie unter den ehemaligen Bedingungen noch, die Entwicklung auf dem Gebiet der Computertechnik beherrscht hätte. Ich vertrat den Standpunkt, sie hätte das nicht beherrschen können, weil diese rasante Entwicklung nur durch eine internationale Zusammenarbeit und Spezialisierung möglich war und ist, denn diese modernen Computer bestehen in der Hard- und Software aus den verschiedensten Bestandteilen aus vielen unterschiedlichen Ländern, die sich jeweils auf bestimmte Bauteile spezialisiert haben.

Als weiteres Problem der Einmischung und Diktatur in der Produktion durch die Partei sehe ich das Neuererwesen in der DDR.¹⁶ In der ganzen Welt ist es üblich, dass die Betriebe Vorschläge erfahrener Facharbeiter zum Ablauf der Produktion und der Technologie gern entgegennehmen, nutzen und auch belohnen. In der DDR wur-

16: Neuererwesen, auch Neuererbewegung: staatlich gelenktes Verfahren in der DDR zur Steigerung der Produktivität mit Hilfe von Verbesserungsvorschlägen.

de dies zur staatlichen Aufgabe mit mehreren Kontrollpositionen hinsichtlich der Beteiligung, insbesondere der Beteiligung der Frauen und der Jugendlichen, der Anzahl der Kollektivvorschläge und schließlich bezüglich ihrer Anzahl und des Nutzens. Die Aufgaben wurden auf die Betriebsabteilungen aufgeschlüsselt und jährlich erhöht und der zuständige Leiter wurde für die Erfüllung der »Kennziffern« verantwortlich gemacht. Das führte teilweise zu überzogenen und lächerlichen Reaktionen, so kam es nicht selten vor, dass ein Abteilungsleiter einen »Verbesserungsvorschlag« formulierte und diesen von so vielen Personen als »Einreicher« unterschreiben ließ, dass er den festgelegten Plan in der Beteiligung erfüllte. In unserem Betrieb betrug zum Schluss der, durch das Neuererwesen angeblich erbrachte Nutzen, etwa 4 Millionen Mark im Jahr - das war mehr, als die gesamte Forschungsabteilung vorweisen konnte. Obgleich festgelegt war, dass der Nutzen gegenüber dem Vorzeitraum aus den Kosten zu ermitteln war, wurde zunehmend der Nutzen durch theoretische ökonomische Berechnungen ermittelt. Die Handhabung des Neuererwesens führte auch zunehmend dazu, dass zum Beispiel Technologen, die dafür bezahlt wurden, technologische Unzulänglichkeiten aufzudecken und abzustellen, diese - also die Resultate ihrer regulären, bezahlten Arbeit - einfach als Neuerer-vorschläge einreichten. Diese Probleme waren bis in die oberen Leitungsebenen bekannt, aber alle ignorierten sie zur Sicherung der Planerfüllung. So wurde eine an sich gute Sache langsam zum Albtraum des staatlichen Leiters auf Abteilungs- und Betriebsebene.

Die durchschnittliche Anzahl der Beschäftigten pro Betrieb betrug in der DDR 1986 rund 943 Mitarbeiter, was vergleichbare Größen in der Bundesrepublik und den USA auffällig übertraf. Beispielsweise betrug die durchschnittliche Beschäftigungszahl in der Bekleidungs-

industrie der DDR 1984 rund 840 Mitarbeiter je Betrieb, während in der Bundesrepublik 1983 nur durchschnittlich 90 Beschäftigte auf einen Betrieb der Bekleidungsindustrie entfielen. Eine Ursache dafür war, dass oft mehrere kleine Betriebe zu einem größeren zusammengeschlossen wurden mit dem Ziel, Verwaltungspersonal einzusparen. Eine andere Ursache war auch, dass die Betriebe in sogenannten Hilfsbetrieben ganze Gewerke mit Handwerkern aufbauten. So hatte unser Betrieb eine Schlosserei, eine Klempnerei, eine Zimmerei, einen Baubetrieb, eine Elektroabteilung, eine Schneidrin und sogar einen Sattler, mit dem Ergebnis, dass viele dieser Handwerker nicht ausgelastet waren und damit den Betrieb in der Bilanz belasteten.

Zur Versorgung der Bevölkerung mit Gütern und um das Angebot dem Anstieg der Löhne anzugleichen, wurden die Betriebe beauftragt, sogenannte »Massenbedarfsgüter« herzustellen. Allerdings fehlten insbesondere in der Schwerindustrie dafür die Erfahrungen und Voraussetzungen und in der Folge entstanden Erzeugnisse mit hohem Aufwand, die, am Bedarf vorbei produziert, nur wenig Absatz fanden. Solche Erzeugnisse waren in unserem Betrieb zum Beispiel Blumenbestecke, bestehend aus einem kleinen, etwa zwölf Zentimeter langem Spaten und gleichgroßem Rechen aus messingplattiertem Material, oder Petroleumlampen, Profileisten und so weiter. Auch diese Erzeugnisse wurden zu kontrollierten Planpositionen gemacht. Mitte bis Ende der 1950er Jahre wurde eine Produktionsbereinigung in den Betrieben vorgenommen. In der Metallurgie wurde damit die Produktion bestimmter Werkstoffe jeweils in einem Betrieb konzentriert. Damit sollte eine Spezialisierung der Betriebe und die Konzentration der Entwicklungsarbeiten erreicht werden. Als sehr negative Erscheinung wirkten dabei:

1. Die Betriebe erhielten für diese Werkstoffe eine Monopolstellung in der Herstellung und Versorgung.
2. Die Konkurrenz wurde ausgeschaltet, aber damit sank einerseits die Bereitschaft zur Produktpflege, das heißt zur ständigen Weiterentwicklung und Qualitätsverbesserung und andererseits der in der Privatwirtschaft übliche Kampf um Absatzmärkte durch Preisanstieg.

Es wurde zwar versucht, dies über die staatlichen Organe auszugleichen, was aber aus den verschiedensten Gründen immer mehr misslang. Der finanzielle Leistungsanreiz durch Anerkennung guter Leistungen mit Erhöhung der Entlohnung war so gut wie gar nicht oder nur in sehr geringem Maße möglich. Ich war als staatlicher Leiter nicht in der Lage, die besonders hervorgehobene fachliche Leistung eines meiner Mitarbeiter des ingenieurtechnischen Personals durch eine merkliche Erhöhung des Gehaltes zu würdigen. Das führte zu Gleichgültigkeit und Abstumpfung. In der DDR bestand bis zur Wende immer ein Arbeitskräftemangel, also eine Auswahl von Arbeitskräften nach ihren fachlichen Voraussetzungen war in der normalen Wirtschaft kaum möglich. In der Regel wurden die Arbeitskräfte zugewiesen und eine Entlassung wegen zu geringen Leistungen oder fehlender, fachlicher Kenntnisse war so gut wie unmöglich. Die Einkommensverhältnisse zwischen dem ingenieurtechnischen Personal und den Produktionsarbeitern waren zu Lasten der Ingenieure verschoben. Das Durchschnittsnettoeinkommen meiner Diplomingenieure mit Berufserfahrung lag - teilweise deutlich - unter dem eines Produktionsarbeiters im Schichtbetrieb.

Nachteilig auf die Entwicklung der Wirtschaft wirkten sich überdies aus, dass es fast unmöglich war, Kritik an der Wirtschaftsfüh-

rung der Partei zu üben. Man konnte zwar Vorgesetzte und ihre Entscheidungen kritisieren, sofern sie keine wesentliche Funktion in der Partei hatten, aber schon eine Kritik am Parteisekretär konnte massive Konsequenzen für die eigene Position oder das berufliche Fortkommen haben. Eine öffentlich geäußerte - und das war schon der Kollegenkreis - Kritik an der Partei- und Staatsführung war regelrecht gefährlich und hatte meistens eine unerfreuliche Begegnung mit Mitarbeitern des MfS zur Folge. Negativ wirkte sich auch das fehlende Vertrauen der staatlichen Organe in die Wirtschaftsfachleute und Wissenschaftler aus, erst nach der Wende haben die meisten von ihnen erfahren, dass sie durch Informanten des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR regelmäßig überwacht wurden. Ein gravierendes Beispiel des fehlenden Vertrauens war für mich, dass ich meine lebensgefährlich erkrankte Schwester Gerda nicht in der Bundesrepublik besuchen und ihr beistehen durfte. Das war für mich 1976 eine tiefe Enttäuschung und ich verstand nicht, dass ich dienstlich nach Belgien, Holland, Österreich und in die Bundesrepublik reisen konnte, aber meiner todkranken Schwester nicht für ein paar Tage beistehen durfte.

Mit der Wende war nun die DDR am Ende und mit der Wiedervereinigung war sie Geschichte. Erst im Nachhinein fielen mir die vielen politischen und wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten in ihrer ganzen Wirkungsbreite und in den Zusammenhängen auf. Auf der anderen Seite konnte ich mich in diesem Land einfach und nahezu kostenlos bis zum Doktor-Ingenieur qualifizieren und mir so meinen Lebensraum erfüllen. Ich bedauere, dass mit der Wende mein Arbeitsleben abgeschlossen war - ich hätte es als Herausforderung betrachtet, in einem Wirtschaftssystem wie dem der Bundesrepublik zu arbeiten, und mich ihr gerne gestellt. Ich kann nicht behaupten,

wie es heute im Nachhinein viele tun, dass ich und meine Familie unter Entbehrungen zu leiden gehabt hätten. Sicher, unser Lebensstandard war im Vergleich zu einem Westdeutschen in gleicher Position sehr viel geringer, aber wir lebten in materieller Hinsicht angenehm und ohne Sorgen. Physisches und psychisches Leid wurde uns, besonders meiner Frau, in wirklich erheblichem Ausmaß durch die im Grunde irrwitzige Verhaftung und Verurteilung unseres Sohnes Neidthard zugefügt, aber auch durch die unwürdigen Umstände anlässlich des Todes meiner Schwester.

Rede zur Trauerfeier am 3. Juni 2011

Wir haben uns heute hier versammelt, um Abschied zu nehmen - von unserem Bruder, unserem Vater und Schwiegervater, unserem Großvater und Urgroßvater, unserem Schwager und Onkel, unserem Arbeitskollegen und Nachbarn. Wir nehmen heute auch Abschied von einem Mann, der darüber hinaus uns allen auch ein Freund war.

Mein Vater Rudi Kupfer wurde am 22. Mai 1927 in Burgkernitz als sechstes und jüngstes Kind der Hausfrau Martha und des Arbeiters Wilhelm Friedrich Kupfer geboren. Er verbrachte, wie er in seinen Erinnerungen schrieb, eine ruhige, ausgeglichene und glückliche Kindheit und nach dem Ende der achtjährigen Volksschule begann er eine Lehre als Chemiejungwerker, die er im Mai 1943 als Chemotechniker abschloss.

Im August 1944 erfolgte die Einberufung in die Wehrmacht und sein Fronteinsatz begann am 13. Januar 1945 im Zuge der Weichsel-Offensive der Roten Armee, was ihm vier Jahre sowjetische Kriegsgefangenschaft einbrachte. Am 21. April 1949 aus der Gefangenschaft entlassen begann, wie er es formulierte, ein neues Leben für ihn. Er studierte von September 1952 bis Juni 1955 an der Fachschule Köthen, die er als Ingenieur-Chemiker verließ.

Im Juli 1955 begann Vaters Arbeitsleben im Erzgebirge. Er war im Halbzeugwerk Auerhammer zunächst als Gießereileiter angestellt, zur selben Zeit begann er ein Fernstudium an der Bergakademie Freiberg. Am 1. Oktober 1955 heiratete er seine große Liebe Renate.

Ab 1960 war mein Vater von Anfang an beim Aufbau der Forschungsgruppe »Sonderwerkstoffe« im Halbzeugwerk dabei. Im Jahr 1964 schloss er das Fernstudium ab und im Juli 1972 erhielt er seine

Promotion. Später, im Januar 1973, wurde er Leiter des Bereichs Forschung und Entwicklung. Auch im Ruhestand ab 1990 blieb mein Vater sehr aktiv, so zum Beispiel in seiner Tätigkeit im Gartenverein. Er wanderte, malte, bildete sich auch im Ruhestand weiter und vieles andere mehr.

Seine Kindheit erlebte er in der Weimarer Republik, seine Jugend im Nationalsozialismus, sein Berufsleben in der DDR und seinen Ruhestand und den Lebensabend in der Bundesrepublik. Somit war mein Vater Zeitzeuge aus vier historischen Epochen deutscher Geschichte inklusive der gewaltigen Umbrüche, welche die Wechsel mit sich brachten. Diese Tatsache hat das Leben meines Vaters wesentlich geprägt, er war sich dessen sehr bewusst und hat das immer wieder reflektiert. Mein Vater, mein Bruder und ich haben uns oft darüber unterhalten.

Wir haben uns deshalb auch versammelt, um mit meinem Vater Rudi Kupfer einen besonderen Menschen mit einem außergewöhnlichen Leben zu ehren, dem jeder der hier Anwesenden mit ganz eigenen Erinnerungen verbunden ist. Das sind einerseits Erinnerungen familiärer Art, Erinnerungen an fröhliche Stunden, am gemeinsam erlebte Momente des Glücks, an Skiwanderungen mit dem Vater, an schöne und für uns Kinder ob des wundersamen Treibens der Erwachsenen oft auch lustige Familien- und Weihnachtsfeste. Das sind aber auch Erinnerungen an gemeinsam in der Familie durchlittene Schicksalschläge - ich denke an die zu frühen Abschiede von Vaters Schwester Gerda und von seiner Frau, meiner Mutter.

Das sind andererseits Erinnerungen beruflicher Natur. Seine Familie erinnert sich dabei an Vaters beharrliche Arbeit an seiner beruflichen Bildung und Entwicklung, ich sehe noch heute den mit Bü-

chern und Notizen bedeckten Wohnzimmertisch vor mir, an dem mein Vater sitzt und erst für das Fernstudium, später an der Diplomarbeit und schließlich an seiner Promotion arbeitet. Ich erinnere mich, wie ich als kleines Kind in der gewölbten Abdeckung der Schreibmaschine saß und schaukelte, während Vater am Tisch arbeitete.

Für seine Kollegen sind das Erinnerungen an den Aufbau und das Wachsen des Bereiches Forschung und Entwicklung im Halbzeugwerk Auerhammer, an das gemeinsame Meistern technischer und wissenschaftlicher Herausforderungen, an gemeinsam erlebte Erfolge und gemeinsam durchstandene Misserfolge. Das sind auch Erinnerungen an gemeinsame Wanderungen und Ausflüge seit der Schließung der Forschung.

Sie erinnern sich an einen zielstrebigem und pragmatisch-sachlichen Kollegen, einen ehrlichen und auf angenehme Weise uneitlen Mitarbeiter und einen kritischen, aber stets loyalen Vorgesetzten, der jederzeit für seine Mitarbeiter eintrat und sich auch in nicht beruflichen Belangen hilfsbereit zeigte.

In unseren Erinnerungen zeigen sich die Eigenschaften, die meinen Vater besonders auszeichneten. Als erste sind seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu nennen, wobei er die keineswegs selbstverständliche Kunst beherrschte, diese Ehrlichkeit nie in Taktlosigkeit umschlagen zu lassen oder seine Mitmenschen gar zu brüskieren. Das gelang ihm, weil sich seine Ehrlichkeit mit Bescheidenheit verband, Anmaßung und Selbstgefälligkeit waren ihm fremd.

Mein Vater war ein zutiefst loyaler Mensch, wobei seine Loyalität tatsächlich in der eigentlichen Bedeutung des Wortes die innere Verbundenheit und Treue war, aus der Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit

und Redlichkeit im Miteinander resultieren. Seine Loyalität war stets mit Hilfsbereitschaft verbunden, auch in schwierigen Situationen unter schwierigsten Umständen war mein Vater für seine Familie, seine Freunde und Kollegen, kurz - seine Mitmenschen da.

Bemerkenswert war die Selbstverständlichkeit, mit der er half, und dass er stets ohne die Erwartung von Gegenleistungen half. Er rechnete seine Hilfsbereitschaft nie auf. Ich hatte sogar den Eindruck, dass ihm allzu überschwänglich geäußelter Dank ein wenig unangenehm war.

Meinen Vater zeichnete sich durch eine große Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit aus, und zwar nicht nur in beruflichen Belangen, sondern auch im Privaten. Ich denke zum Beispiel an seine Beharrlichkeit, als es um die Urbarmachung eines ebenso steinigen wie abschüssigen Stückes Brachland im Bäregrund ging, aus dem dann der schöne Garten wurde, an den sich sicher noch viele unter Ihnen erinnern können. Dabei zeichnete sich die Zielstrebigkeit meines Vaters durch Sachlichkeit und einen gesunden Pragmatismus aus, weswegen aus ihr nie Prinzipienreiterei wurde und seine Loyalität und Bescheidenheit ließen nicht zu, dass sie zur Rücksichtslosigkeit auf Kosten seiner Mitmenschen wurde.

Neben all diesen Eigenschaften hatte mein Vater einen ganz besonderen Charakterzug. Ich wusste zunächst nicht, wie ich diesen Wesenszug benennen könnte und die auf den ersten Blick geeignet erscheinenden Synonyme wie Humor oder Fröhlichkeit passten nicht wirklich. Dann erinnerte ich mich, eine Beschreibung dessen, was ich meine, gelesen zu haben, und zwar in einem Roman von Erich Maria Remarque. Der Autor lässt den Protagonisten des Romans folgendes sagen:

»Heiterkeit, die gelassene Tochter der Toleranz - sie ist unserer Zeit verlorengegangen. Es gehört zu vieles dazu - Wissen, Überlegenheit, Bescheidenheit und die ruhige Resignation vor dem Unmöglichen.«

Diese Worte beschreiben exakt, was meinen Vater noch vor seinen anderen Eigenschaften auszeichnete - die bewundernswert gelassene Heiterkeit, mit der er durch Höhen und Tiefen seines Lebens ging und die er praktisch bis zur letzten Stunde behielt. Als mein Bruder und ich ihn zum letzten Mal sahen, verabschiedete er sich mit diesen Worten von uns: *»Ich hatte ein gutes Leben. Habt ein schönes Leben und lasst mich gehen.«*

In seinen Erinnerungen hat mein Vater einen Rückblick auf sein Leben niedergeschrieben, ich zitiere.

»Heute ist der 22. Mai 2008, als ich noch jung war hatte ich nie gedacht, jemals dieses Jahr zu erleben - ich hoffte nur immer, die Jahrhundertwende zu mitzuerleben. Rückblickend auf mein Leben meine ich, dass ich ein schönes, erfolgreiches und ausgeglichenes Leben hatte. Meistens hatte ich Glück, auch in kritischen Zeiten, wie es jene im Krieg an der Front und während meiner 4-jährigen Gefangenschaft in Russland waren. Ich hatte das Glück, als junger Mensch einen Beruf zu finden, der mir Freude bereitete und ich hatte das große Glück, einen erfüllenden Bildungsweg einschlagen und erfolgreich abschließen zu können. Vor allen Dingen meine letzte Arbeitsstelle als Leiter der Forschungsstelle war ein Traumjob, der mir ständig Freude bereitete. Dazu kam, dass ich mit Menschen zusammen arbeiten konnte, wie sie besser nicht sein konnten. Für all das muss ich sehr dankbar sein – und das bin ich auch.«

Dr. Rudi Kupfer verstarb in der Nacht vom 25. zum 26. Mai 2011

gegen 02:00 Uhr an den Folgen seiner schweren Erkrankung. Wir werden ihn nicht vergessen.

Gehalten von Neidhard Kupfer

Das vollständige Inhaltsverzeichnis des Buches

Die Familie	5
Meine Kindheit	13
Die Lehrzeit	31
Reichsarbeitsdienst	65
Kriegsdienst und Fronteinsatz	81
Die Kriegsgefangenschaft	143
Die Entlassung und Heimreise	193
Das Kriegsende - Erinnerungen meiner Frau Renate	205
Mein neues Leben beginnt	223
Mein Arbeitsleben im Erzgebirge bis 1972	253
Die Zeit als Leiter des Bereiches Forschung und Entwicklung	325
Rückblick: Wirtschaftspolitische Ursachen für das Scheitern der DDR	393
Der Ruhestand	407
Rede zur Trauerfeier	423